This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

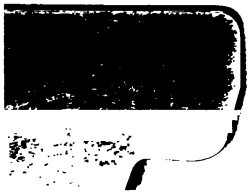
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Sesenheimer Lieder
von Goethe und Lenz
—
Siebs.

PT
2047
C6S57

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



212421 STANFORD LIBRARIES

Sonderabdruck

aus den

Preußischen Jahrbüchern

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Band 88. Heft 3.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1897.

Diese Sonderabdrücke der „Preußischen Jahrbücher“
sind käuflich nicht zu haben.
sie werden in kleiner Anzahl nur für die Verfasser hergestellt. Jedoch kann das betreffende Heft der „Preußischen Jahrbücher“, dem der Aufsatz entnommen ist, durch den Buchhandel zu 2 Mk. 50 Pf. bezogen werden.

PT2047
C6557

Inhalt des Aprilheftes 1897 (80. Jahrgang, 2. Quartal, 1. Heft) der „Preußischen Jahrbücher“:

Dr. Adolph Wagner, Professor a. d. Univ. Berlin, Schlußworte einer akademischen Vorlesung über Sozialpolitik.

Dr. Friedrich Paulsen, Professor a. d. Univ. Berlin, Katholisches. Eimas von Schulsachen.

Dr. M. Rubner, Professor a. d. Univ. Berlin, Die Pestgefahr.

Dr. Richard M. Meyer, Privatdozent a. d. Univ. Berlin, Ein neuer Dichterkreis.

Dr. Ferdinand Justi, Professor a. d. Univ. Marburg, Die älteste iranische Religion und ihr Stifter Zarathustra. I.

Dr. Damme, Kaiserlicher Regierungsrath, Berlin, Der Entwurf eines Schweizerischen Strafgesetzbuchs als Kulturniederschlag vom Ende des 19. Jahrhunderts.

Dr. M. J. Bonn, London, Die irische Steuerfrage.

Hans Delbrück, Kaiser Wilhelm I. in seiner Bedeutung für Handel und Industrie.

Notizen und Besprechungen.

Litterarisches. Professor Dr. Otto Harnack, Darmstadt, Carl Heinemann, Goethe. — Martin Greifs Gesammelte Werke III. Bd. — Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen.

Kunst. Dr. Carl Neumann, Privatdozent a. d. Univ. Heidelberg, Die Zeitschrift Pan. — Aus dem klassischen Süden.

Reisen. Dr. Paul Rohrbach, Berlin, Dr. Georg Wegener, Zum ewigen Eise.

Nationalökonomie. Rud. Eberstadt, Alb. Schäffle und Paul Lechler, neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform. — Delbrück, Ad. Wagner, Unternehmergewinn und Arbeitslohn.

Geschichte. Delbrück, Lord Acton, über das Studium der Geschichte. Des Generals Lebrun militärische Erinnerungen. v. Petersdorff, Der Streit über den Ursprung des deutsch-französischen Krieges. — Varrentrapp, Prof. a. d. Univ. Straßburg, Briefe Pufendorfs an Thomasius.

Politische Korrespondenz.

D., Die Enthüllungsfeier und die Flottenfrage. Der Orient.

Beiheft.

v. Kaufmann: Antikritik. — v. d. Leyen: Replik.

Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz.

Ueber Goethes Verhältniß zu Friederike Brion ist auch in den letzten Jahren wieder eine größere Zahl von Abhandlungen erschienen. Die meisten wiederholen und verschieben die allgemein bekannten Thatsachen und Vermuthungen oder verbinden sie mit gleichgültigem Beiwerk. Denn immer noch glauben verschiedene Goetheforscher vor anderen Gelehrten das Recht zu haben, in ihre Schriften ganz fremdartige Dinge zu mischen, die sich weder mit dem Thema noch überhaupt mit den Aufgaben der Philologie und Literaturgeschichte vereinigen lassen. Wenn in einer wissenschaftlichen Arbeit aus dem Jahre 1888 die Kinder, Enkel und Urenkel des Hauswirthes nachgewiesen werden, bei dem Goethe in Straßburg drei Semester eingemiethet war, oder wenn Straßburger Professoren abgebildet werden, deren Vorlesungen er versäumt hat, so läßt sich das von wohlmeinenden Leuten allerdings damit vertheidigen, daß die Möglichkeit einer Beziehung zu ihnen nicht ausgeschlossen ist. In einer kürzlich erschienenen Abhandlung über Goethes Straßburger Zeit ist aber der Urgroßvater seines Freundes Salzmann abgebildet, und das wird auch der beste Wille nicht als nothwendig erweisen können. Nun ist ja keine wahre Mittheilung so werthlos, daß sie nicht einmal irgendwie Nutzen stiften könnte; in diesem Falle aber ist der sichere Schaden größer als der mögliche Nutzen, denn das Ueberflüssige verschlingt das Wissenswerthe und macht die Schriften ungenießbar. Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Vor nicht langer Zeit haben sich Fachleute und Laien entrüstet über eine Arbeit, die, ältere Anregungen aufnehmend, Friederikens Schicksale ins Gemeine gezogen hat; einen Theil der Schuld an

solchen Erscheinungen aber mögen sich diejenigen Forscher selbst zumessen, die auch in ihren eigenen Arbeiten geringwerthigen Kleinkram nicht immer von wichtigem Detail zu scheiden wissen, die jene entartete Biographik nicht zeitig zurückgewiesen und den Fleiß der Spürer nicht auf bessere Ziele gelenkt haben. Vielleicht hätten sie jene eigenartige Litteraturgattung beschränken können, die sich jetzt auf Büchertiteln stolz die „Friederikenforschung" nennt und damit eine unendliche Menge von Schwesterdisziplinen verheißen könnte, wenn sie Anklang fände. Aber das ist glücklicherweise nicht der Fall. Ein langes Leben wird ihr nicht beschieden sein, denn der empfindende wie der besonnene Mensch will von dem Urbilde nur das schauen, was in den Werken und Schicksalen des Dichters sich mehr oder minder klar spiegelt, und nichts weiter.

Während also den Sesenheimer Erlebnissen überreiche Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist, wird die für die Litteraturgeschichte wichtigere Frage nach den Liedern, die Goethe der Geliebten gesungen, meistens nur gestreift. Auch durch die sich bekämpfenden Aufsätze von Bielschowsky und Düntzer*) ist sie nicht gelöst worden, und darum ist es wohl der Mühe werth, sie aufs Neue zu erwägen. Die Lieder lassen sich aber nicht beurtheilen, ohne eine möglichst genaue Geschichte der Sesenheimer Tage, und die ist hier, wenn auch leider manche bekannten Thatsachen wiederholt werden müssen, besonders nothwendig, weil selbst vorsichtige Forscher sich nicht genügend vom Banne der Mittheilungen in „Dichtung und Wahrheit" haben befreien können.

Als sichere Quellen kommen in erster Linie Goethes Briefe in Betracht. Am 14. Oktober 1770 schreibt er an eine Freundin, wahrscheinlich an Katharina Fabricius, er habe „einige Tage auf dem Lande bey gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend, und der freundlichste Himmel, weckten in meinem Herzen iede schlaffende Empfindung, iede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin als ich schon hier sitze und an Sie schreibe."

Vom folgenden Tage ist uns ein Brief an Friederike erhalten. Wir lernen daraus, daß Goethe von seinem Freunde Weyland

*) Bielschowsky, A., Ueber Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder. Goethejahrbuch XII, 211 ff. — Düntzer, H., Goethes Straßburger lyrische Gedichte. Grenzboten 1892. 1. Quart. 450 ff., 629 ff. — Derselbe, Friederike Brion im Lichte der Wahrheit. Berlin 1894.

gegen Mitte Oktober im Pfarrhause eingeführt ward. Einige Tage blieben die jungen Leute dort; wahrscheinlich am Sonntag den 14. Oktober Abends kehrten sie nach Straßburg zurück. Diese schönen Tage mit ihren „niedlichen und muthwilligen Lustbaarkeiten" hatten ein heißes Sehnen nach baldigem Wiedersehen zurückgelassen.

Es ist der einzige Brief an Friederike, den wir haben, und auch er ist uns nur durch einen Zufall im Konzept erhalten. Wahrscheinlich ist der ganze Briefwechsel mit Absicht vernichtet worden. Hat doch auch Goethe im Jahre 1826 nur widerstrebend dem Professor Engelhardt zugegeben, daß die fünf Briefe veröffentlicht würden, die er im Sommer 1771 aus Sesenheim an Salzmann geschrieben hatte. Was er an andere Freunde berichtet hat, ist uns leider verborgen. Eckermann erzählt unter dem 11. April 1829, Goethe habe ihm zwei Briefe gezeigt, die er im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt gesandt, den einen vom Juli, den andern vom Dezember. „In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letzteren zeigten sich schon Spuren vom „Werther"; das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. . . . Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen und verließ Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung."

Der Verlust ist sehr zu beklagen, denn außer den genannten Schreiben an Salzmann haben wir aus den Sesenheimer Tagen keinerlei sichere Kunde, und auch aus späterer Zeit, nachdem das Verhältniß zu Friederike gelöst war, kein klärendes Wort. Im Herbst 1771 schreibt Goethe aus Frankfurt an Salzmann: „Mit den Kupfern verlassen Sie sich auf Ihr Gesicht. Wenn die Zeichnung gustös ist, und der Stich schön schwarz, so ist alles gut; es sind zween Cahiers, etwa Eins von 6—8 Blättern, Papillon oder Papiller invenit. Schicken Sie es der guten Friederike, mit oder ohne ein Zettelchen wie Sie wollen." Auch zwei Jahre später noch vermeidet Goethe jede direkte Beziehung zu ihr, denn im Oktober 1773 bittet er Salzmann: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sies nach Sesenheim unter Aufschrift an Mſll . . ., ohne Vornahmen. Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort seyn, so besorgen Sie wohl ein

anders." Als Goethe dann zum ersten Male wieder in Straßburg weilte — es war im Mai 1775 —, ist er nicht nach Sesenheim gekommen, umsoweniger als das Verhältniß zu Lili damals noch in der Schwebe war. Fünf Jahre darauf aber, als er wiederum nach dem Süden reiste, war es ihm beschieden, in ruhiger, geklärter Stimmung Friederike und Lili wiederzusehen und „gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abzubeten." Den Besuch in Sesenheim schildert er in dem bekannten Briefe an Charlotte von Stein am 25. September 1779: „Die Zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt schöner als ichs verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschafft und Treue verschwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit iener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschafft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht tratt, und wir mit den Nasen aneinander stiesen dass mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muss ich ihr dass sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in iede Laube, und da musst ich sitzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbaar der uns sonst hatte künsteln helfen wurde herbeygerufen, und bezeugt dass er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbir musste auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestifftet hatte, eine Kutsche die ich gemahlt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche iener guten Zeit, und ich fand mein Andencken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig man fand ich sey iünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bey Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet dass ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckgen der Welt hindencken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kan."

Ein Abglanz dieser Erlebnisse scheint die Erzählung zu sein, die Lothario in Wilhelm Meisters Lehrjahren von seinem Wiedersehen mit Margarethe giebt*): wenn auch die Handlung im Einzelnen nicht übereinkommt, so doch die Stimmung. „Die Muhme ging hinaus, einige Erfrischungen zu holen; ich gab dem ehemals

*) Erich Schmidt, Charakteristiken. S. 278.

so geliebten Geschöpfe die Hand und sagte zu ihr: „Ich habe eine rechte Freude, Sie wiederzusehen.“ „Sie sind sehr gut mir das zu sagen“, versetzte sie, „aber auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal in meinem Leben wiederzusehen! ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt.“ Sie sagte das mit einer gesetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals so sehr an ihr entzückte.“ Man schaut das Bild Friederikens und fühlt die Erinnerung an jenes Wiedersehen mit ihr, das das erste und letzte sein sollte. Auch von einem schriftlichen Verkehr wissen wir nicht. In den Tagebüchern heißt es unter dem 13. März 1780 „guter Brief von Rickgen B.“ Hat Düntzer Recht, wenn er Friederikens Geburtstag auf den 5. März legt, so darf man in jenem Briefe vielleicht den Dank für einen Glückwunsch vermuthen, den ihr Goethe in Erinnerung an die freundschaftliche Aufnahme gesandt hatte.

Doch genug von solchen Vermuthungen. Auch wollen wir uns hüten, zu erwägen, welche Erlebnisse aus der Sesenheimer Zeit im Clavigo und Götz, im Faust, im Werther gewirkt haben. Nur die unbestreitbar sicheren Zeugnisse galt es zusammenzustellen, und sie sind hier mit diesen Angaben erschöpft. Denn aus den Darstellungen in „Dichtung und Wahrheit“ ist, gerade für die Sesenheimer Zeit, gar nichts Gewisses zu entnehmen, das bezeugen Goethes eigene Worte. Eckermann berichtet unter dem 17. Februar 1830: „von seinen Wahlverwandtschaften sagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Dasselbe von der Geschichte in Sesenheim.“ Die Dichtung hat jede Lebenswelle besänftigt. Was sollen wir nun Phantasie und Scharfsinn daran setzen, das Idyll in Einzelheiten zu zerzausen und sie auf Grund von allerlei Möglichkeiten zu datiren, wo uns nicht nur viele andere Möglichkeiten, sondern auch die Absicht des Dichters einen Strich dnrch die Rechnung machen? Und dieses Bestreben fühlt man überall. Vielleicht war Goethe zu Weihnachten und zu Ostern in Sesenheim, sicherlich (so lehren die Briefe) zu Pfingsten — in „Dichtung und Wahrheit“ aber nennt er keine Zeit: er will, daß die Zergliederer seiner Freuden stets nach Schatten greifen. Und wer auch nur ein leises Verständniß für Goethesche Charis hat, braucht sich weder an den Titel „Dichtung und Wahrheit“ noch an jenen Bericht Eckermanns zu klammern, um die lästige Einführung des jungen Studenten

und den daran geknüpften muthwilligen Scherz der Verkleidung richtig zu verstehen; man wird die Steigerung, die durch diese Bilder erreicht ist, mit ihrem ganzen Reize auf sich wirken lassen und gern auf den Nachweis des guten Pfarrers Lucius verzichten, daß aus dem katholischen Drusenheim kein Kindtaufkuchen in das protestantische Pfarrhaus habe geliefert werden können. Solche negativen Ergebnisse haben weiter keinen Werth, als daß sie nur immer wieder jene Worte bestätigen, die Goethe zu Eckermann gesagt hat; Positives aber wird sich weder aus „Dichtung und Wahrheit" noch durch die Lokalforschung gewinnen lassen. Auch das hat Goethe selbst ganz klar ausgesprochen. Durch die Gräfin von Beust war ihm das Manuskript des Bonner Professor Näke über eine Wallfahrt nach Sesenheim übergeben worden, und er sandte an Nees von Esenbeck, der ihn darüber befragt hatte, im Februar 1823 eine geistreiche, höfliche und sehr vorsichtige Antwort, die unter dem Titel „Wiederholte Spiegelungen" erst nach seinem Tode gedruckt ist. Ein Vergleich aus der Entoptik wird herangezogen. Das Bild des „jugendlich seligen Wahnlebens, das sich unbewußt in dem Jüngling eingedrückt hatte, liebevoll erhalten, gehegt und erneuert war, wird in späteren Tagen nach außen abgespiegelt. Ein edles und schönes Gemüth empfängt davon einen tiefen Eindruck, und in dem Sehnen, von der Vergangenheit noch möglichst viel herauszuzaubern, gelangt man an Ort und Stelle, um sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen. Hier wird ein theilnehmender, unterrichteter Mann gefunden, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat: aus der Lokalität und Ueberlieferung wird nun ein neues Bild geschaffen, und das kann sich in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln." Das bedeutet: Alles, was jetzt in Sesenheim ergründet ward, ist — abgesehen von der Oertlichkeit — nur der Reflex des Bildes, das der Dichter in seiner Brust hegte. Man sollte das auch heute noch beherzigen; man sollte ferner eingedenk sein, daß Goethe nicht etwa sagt, eine Kette von Erlebnissen, sondern ein in seiner Seele eingedrücktes Bild werde nach außen abgespiegelt. So wahr solche Bilder sein mögen, sie lassen sich so wenig als irgend ein anderes Bild in Momentbilder zerlegen.

Goethe hat das Verhältniß zu Annette in seiner Biographie durchaus wahr geschildert; und doch, wie ganz anders erscheint es uns, seitdem wir die Stimmungen des Augenblickes aus den Briefen an Behrisch kennen. Im späteren Alter hat der Dichter, vom Ziele

seiner Wanderung aus auf den Weg zurückschauend, die psychologische Entwickelung dargestellt. Da hat er auch die Erzählung von der neuen Melusine ersonnen und in so feiner und poetischer Weise, wie es wohl nie geschehen, die Apologie eines Thuns gegeben, das sich von den üblichen Anschauungen der Moral entfernt. Zart und geschickt ist das Märchen mit den Sesenheimer Erlebnissen verknüpft, und wir fühlen, diese Rechtfertigung des Bruches mit Friederike ist wahr und unantastbar. Aber es ist nur die psychologische Erklärung des Ergebnisses, ein Fazit aus bewahrten Erinnerungen; wollen wir diese selbst kennen lernen, so müssen wir uns an die Aeußerungen halten, die Goethe unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse gethan hat: an die erwähnten Briefe und die Lieder.

Jenes sehnende Schreiben an Friederike läßt vermuten, daß das erhoffte erste Wiedersehen nicht lange hinausgeschoben ward. Auch der verlorene Brief an Horn spricht dafür, denn er meldet ja im Dezember, daß das Verhältniß in Sesenheim angeknüpft sei. Allgemein auch wird als Beweis für die Anwesenheit Goethes im November der Bericht einer alten Frau angesehen, den der Pfarrer Lucius mitgetheilt hat: zur Zeit des Welschkornbastens (um Anfang November) „kam einst auch der Herr Goethe zu uns in die Scheune und machte uns durch seine Späße und drolligen Erzählungen so sehr lachen, daß wir fast gar nicht arbeiten konnten.“ Aber auf dieses Zeugniß ist Nichts zu geben. Jeder, der mit Ueberlieferungen des Volkes gearbeitet hat, weiß, daß alle derartigen „Erinnerungen alter Leute“, wenn sie nicht als spontan bezeugt, sondern durch Abfragen gewonnen sind, mit Mißtrauen aufgenommen werden müssen. Zudem hat Lucius die Geschichte nicht einmal von jener Frau selbst gehört, sondern von dem Gatten ihrer Enkelin.

Aus dem ganzen Winterhalbjahre also wissen wir eigentlich gar Nichts über Sesenheim. Etwas günstiger steht es um die Kunde erst von Mitte Mai 1771 ab, denn da beginnen die Briefe an Salzmann. Freilich ist ihre Reihenfolge und ihre genauere Datirung viel umstritten. Daß die ursprüngliche Anordnung der ersten vier Briefe in der Weimarer Ausgabe (1. Band Nr. 73. 74. 75. 76) unrichtig und in 75. 76. 73. 74 zu ändern sei, wird jetzt wohl allgemein angenommen und ist auch im 7. Bande berichtigt worden. Doch über den fünften Brief sowie über das Datum aller fünf sind die Ansichten strittig. Die meisten Forscher gehen von der Thatsache aus, daß alle Briefe durch die regelmäßige Boten-

post befördert worden seien: jeden Donnerstag Morgen ging eine Botenfrau von Sesenheim nach Straßburg, und am Freitag kehrte sie zurück. Was nach Sesenheim gebracht werden sollte, mußte „Freitag frühe dem Säckler Schöll" zugeschickt werden (Nr. 75); auch ist ein Sesenheimer Brief (Nr. 76) „Mittewoch Nachts" datirt und konnte also am Donnerstag an Salzmann gelangen. Diese Art der Bestellung kann für jenen einen und möglicherweise auch für die vier anderen Briefe gelten; sicher aber ist das durchaus nicht. Es gab doch auch andere Mittel der Beförderung: wie manche Leute mochten von Sesenheim oder den benachbarten Ortschaften zur Stadt gehen! Heißt es doch in „Dichtung und Wahrheit" ausdrücklich: „Es war so leicht, mit der Diligence nach Drusenheim zu fahren und sich durch dieses Fuhrwerk sowie durch ordentliche und außerordentliche Boten in Verbindung zu erhalten, wobei George den Spediteur machen sollte." Und der Brief an Friederike ist doch auch schwerlich deswegen mit Montag, den 15. Oktober bezeichnet, um erst am Freitag darauf nach Sesenheim abzugehen. Also diese Mittwochsdatirungen schweben, bis auf den einen Brief Nr. 76, völlig in der Luft. Die vielen sonstigen Wahrscheinlichkeitserwägungen sind nicht minder überflüssig, z. B. die Frage, ob Goethe seinen Pfingstbesuch auf dem Lande schon vor dem Feste begonnen oder bis zum Schlusse der Vorlesungen gewartet habe. Wir haben nämlich gar keinen Grund zu der Annahme, daß er im Sommer 1771 Kollegien gehört hat. Durch solche haltlosen Zuthaten sollte man nicht eine Sache verwirren, die bei vorurtheilsfreier Betrachtung gar nicht so unklar ist.

Der Brief, der die deutlichste Zeitangabe enthält, erzählt von einem Tanzvergnügen, das Goethe „Pfingstmontags" in Röschwoog mitgemacht hat; er ist, als er schreibt, schon eine Weile in Sesenheim, denn „der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen"; auch ist noch ein längerer Aufenthalt geplant, denn es heißt: „Sie sollen bald wieder von mir hören." Dieser Brief (Nr. 75) ist zweifellos kurz nach Pfingstmontag (20. Mai) geschrieben; freilich wohl nicht unmittelbar darnach, sonst wäre „gestern" oder „vorgestern" statt „Pfingstmontags" zu erwarten. Somit scheint, wenn um Besorgung von „gutem Zuckerbeckerwesen" auf den Freitag gebeten wird, Freitag der 31. Mai gemeint zu sein. Das Schreiben fällt also aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen den 24. und 29. Mai. Wenn es in dem folgenden Briefe (Nr. 76) von „Mittewoch Nachts"

heißt: „ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen fürs Zuckerdings danken" so müssen wir ihn mit dem 5. Juni datiren. Der nächste Brief (Nr. 73) ist vier Wochen nach der Ankunft Goethes geschrieben, also spätestens um Mitte Juni, und bald darauf schließt sich der letzte, der kurz vor der Rückkehr liegt, an. Nach alledem ist absolut sicher, daß Goethe die Zeit von Pfingsten (19. Mai) bis wenigstens Mitte Juni in Sesenheim war, und zwar ist er zwischen dem 15. und 19. Mai dort angekommen, denn am Dienstag, den 14. Mai noch hat er in Straßburg Jung-Stilling — so theilt dieser uns in seiner „Wanderschaft" mit — ans Schiff begleitet.

Außer diesen vieren ist noch ein weiterer Brief an Salzmann erhalten (Nr. 77). Man nahm bisher an, es sei der fünfte und eben vor dem letzten Wiedersehen mit Friederike geschrieben. Vor Kurzem nun hat Metz (im 2. Bande der Zeitschrift „Euphorion") ihn mit Recht an die erste Stelle gesetzt, aber ohne Grund aus ihm herauslesen wollen, daß Goethe mit der Absicht nach Sesenheim reise, das Verhältniß zu lösen. Der Brief, der zweifellos in Straßburg und zwar wohl zwischen dem 14. und 18. Mai geschrieben ist, sagt: „Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung. Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O, es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube . . . Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu." Das ist nicht die Sprache dessen, der nach Sesenheim geht, um für immer von der Geliebten Abschied zu nehmen, sondern dessen, der vor einem wichtigen Schritte steht, der hoffend Projekte macht, dann zagend an seinem Erfolge zweifelt und doch wieder entschlossen ist, zu wagen. Die Worte „bis ich Sie wiedersehe" deuten auf eine längere Abwesenheit hin; auch hätte sich Goethe, wenn er nur für einen oder zwei Tage verreist wäre, gar nicht bei Salzmann verabschieden brauchen. Daß er aber vier Wochen in Sesenheim gesessen habe mit der stetigen Absicht, das Wort der Trennung zu sprechen, um dessentwillen er hergekommen sei, eine solche Annahme ist widerwärtig und ungerecht. Das Schwanken und Zögern kann sich nur auf etwas Positives beziehen, das erreicht werden sollte. Jedenfalls hatte Goethe mit Salzmann öfters über die Zukunft ge-

sprochen: die Sache sollte und mußte durch ein offizielles Wort entschieden werden, das Verhältniß der Liebenden drängte zu einer Aussprache vor den Eltern. Dazu reist Goethe nach Sesenheim, freilich mit schwerem Herzen, denn er ahnt die Hindernisse, die sich, wenn auch die Brions einwilligten, doch von Seiten seiner Familie erheben würden. Deshalb kann er sich nicht überwinden, zu sprechen; aber er will nicht eher heimkehren, bis er es gethan: „Unserm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle . . . Ach wenn alles wäre wie's seyn sollte, so wären Sie auch da." Das bedeutet doch, daß Salzmann, wenn alles gut wäre, hätte (um Pfingsten?) zum Besuche herüberkommen sollen? Aber die Sache geht nicht vorwärts. „Hier sitz ich zwischen Thür und Angel", heißt es im nächsten Briefe, und es folgen Reflexionen über den Genuß des Heute, den uns der Blick in die Zukunft trübt. Und als schon vier Wochen seit seiner Ankunft verstrichen sind, schreibt er: „Ich komme oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen wenn's vorbey ist als jetzt . . . Es ist schwer gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädgen-Natur annehme." Im letzten Briefe bittet er um Geld, weil er sonst nicht heimkehren könne: „Nun wäre es wohl bald Zeit daß ich käme . . ." Er scheint also seinem Vorhaben gerecht geworden zu sein, und wir dürfen vermuthen, daß ein Brief mit genaueren Mittheilungen vorangegangen, uns aber nicht erhalten ist. Goethe hat erreicht, was er in Sesenheim wollte, aber er verzweifelt an der Zukunft. „Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirckel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet; Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sinds, sie sinds! Ich fühl es lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe! die uns das Schicksal zu ieder Glückseeligkeit drein wiegt! . . . Machen Sie sich auf ein abentheuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlich begreifen könnte, gefaßt." Hätte es sich überhaupt um eine Trennung von Friederike, einen Abschied aus diesen „Feengärten" gehandelt, so würde ihm die Erinnerung wohl sehnend Leid und bittere Reue, nicht aber „Grillen" gebracht haben; Grillen und Sorgen jedoch

mußte er von einer nüchternen Erwägung der Zukunft erwarten. Das ist die einzig haltbare Interpretation der Briefe.

Mit ihnen ist nun erschöpft, was wir Zuverlässiges über Sesenheim wissen; und das war klarzustellen, bevor eine Beurtheilung der Lieder versucht wird. Es war besonders nothwendig, weil so Manches „sicher" genannt wird, was eigentlich die willkürlichste Vermuthung ist. Ein kurzes Beispiel mag genügen. In „Dichtung und Wahrheit" wird von einem Besuche der Frau Brion mit ihren Töchtern in Straßburg erzählt — natürlich ohne jede Zeitangabe. Düntzer aber weiß, daß das in der ersten Hälfte des Juli gewesen sei, denn „es läßt sich kaum eine andere Zeit finden", und Siegmar Schultze nimmt das in seine Erzählung auf; Metz wiederum hält es für unmöglich, weil die Frau Pfarrer in den Tagen der Getreideernte zu Hause unentbehrlich gewesen wäre, und sieht den ganzen Besuch als Erfindung an; Elster hingegen*) weiß sicher, daß die Reise in den Winter gefallen sei. Noch schlimmer steht es um die Ansetzung der Besuche Goethes in Sesenheim. Düntzer rechnet ihrer etwa zehn heraus, Schultze weiß von einem „dritten, längsten und schönsten Besuch" von Ende März bis Mai zu erzählen — Alles ohne den Schatten eines Beweises. Frei von solchen Vorurtheilen ist eigentlich nur Weißenfels, der in seinem klar und sachlich geschriebenen Buche „Goethe in Sturm und Drang" diese Fragen, leider nur mit kurzen Worten, berührt. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß Sesenheim bloß vier Meilen von Straßburg entfernt und zu Pferde in $2^1/_2$ bis 3 Stunden bequem zu erreichen ist. Goethe sagt selbst: „Die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr. Es war so leicht mit der Diligence nach Drusenheim zu fahren" u. s. w. Das verbietet doch alle Zählungen. Ja, für lange Wochen wäre es wohl berechtigt, die Besuche Goethes in Straßburg und nicht die in Sesenheim zu zählen; das lassen die Worte in „Dichtung und Wahrheit" vermuthen: „Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen" und „da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war."

Nunmehr zu den Liedern. Zu denen, die sicherlich aus dieser Zeit stammen, gehört vor allen das herrliche „Mayfest";

*) In seinem fein empfundenen Aufsatze, Berichte des freien deutschen Hochstifts 1896. S. 16.

es athmet den ganzen Zauber des neu erschlossenen Glückes. Wahrscheinlich auch das „Heidenröslein", nur steht hier nicht fest, inwieweit es Goethes Eigenthum ist. Ganz anders ist es mit „Blindekuh" und „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg". Sie gehören jedenfalls zusammen. Eckermann setzte das letztere in die Sesenheimer Zeit, und Goethe hat ihm nicht widersprochen. Am 12. März 1828 äußerte Goethe sich über die heutigen, jungen Gelehrten, bei denen von gesundem Sinne und Freude am Sinnlichen keine Spur sei; wer in seinem 20. Jahre nicht jung sei, wie solle der es im 40. sein? Und dann berichtet Eckermann weiter: „Goethe seufzte und schwieg, Ich dachte an die glückliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welche Goethes Jugend fiel. Es trat mir die Sommerluft von Sesenheim vor die Seele, und ich erinnerte ihn an die Verse

„Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen."

Ach, seufzte Goethe, das waren freilich schöne Zeiten." Gehört das Lied nach Sesenheim, so müßte man es auf Friederike beziehen, deren Herz er sich „beim Spiele gewann". Das ist aber nicht möglich, weil diese tändelnde Lustigkeit, dieses schäferhafte Spiel mit Dorilis weder zu der Stimmung der innigen, tief empfundenen noch der von überströmender Heiterkeit und Frische erfüllten Lieder aus Sesenheim paßt. Und darum fällt es höchstwahrscheinlich in die Frankfurter Zeit. Man sollte allerdings nicht zu großes Gewicht darauf legen, daß sich in einem Frankfurter Briefe an Gottlob Breitkopf vom August 1769 (Nr. 56) ein Motiv des Gedichtes wiederfindet: „Mann mag auch noch so gesund und starck seyn, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg so geschwind wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein, wird nach und nach sich erholen." — Wir dürfen ferner von dem Bruchstücke der sogenannten „Elegie" (Ein zärtlich jugendlicher Kummer) absehen, das wahrscheinlich im März oder April 1771 gedichtet, aber doch nicht mit Gewißheit zu datiren ist. Und so bleiben uns jene vielbesprochenen 11 Lieder übrig, von denen Heinrich Kruse zehn nach schriftlicher, eines nach mündlicher Ueberlieferung 1835 bei Sophie Brion aufgezeichnet hat.

Die Echtheit dieser Gedichte ist viel umstritten, und in neuerer Zeit haben sich darüber am eingehendsten Bielschowsky (im 12. Bande des Goethejahrbuches), Düntzer (in den „Grenzboten" von 1892, 1. Quartal, und in seiner Schrift „Friederike Brion" 1894) und Weißenfels (in seinem oben genannten Buche) ausgesprochen. Ihre

Ansichten fordern in manchen Punkten zum Widerspruche auf und sollen im Folgenden erwogen werden.

Zunächst ein Wort von der Ueberlieferung. Im September 1835 fand Heinrich Kruse bei Sophie Brion in Niederbronn „Kleinigkeiten, die sie von Goethes Hand zufällig übrig behalten" sowie Lieder, die von Friederikens Hand geschrieben sein sollten („Kleine Blumen, kleine Blätter"; „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle"; „Nun sitzt der Ritter an dem Ort") und das „von nachlässig verstellter Hand geschriebene Gedicht „Erwache Friederike". Wie der hochbetagte Heinrich Kruse mir freundlichst mittheilt, hat er die Lieder „mit gewissenhafter Treue abgeschrieben. Alle dagegen erhobenen Zweifel sind nichtig." Auch im Jahre 1878 hat er in der „Deutschen Rundschau" und 1894 in der „Deutschen Revue" Auskunft über seinen Besuch in Sesenheim gegeben. Ob ihm Originale vorgelegen haben, ob die Schriftzüge denen Goethes mehr oder minder ähnlich waren — das ist unentscheidbar, denn der junge Kruse konnte sich in diesem Punkte irren; an seiner Versicherung aber, daß er gewissenhaft abgeschrieben habe, dürfen wir nicht im mindesten zweifeln. Die Kruse'sche Ueberlieferung, die in Hirzel-Bernays' „jungem Goethe" gedruckt ist, muß als die älteste und zuverlässigste gelten. — Anderthalb Jahre später, am 9. März 1837, schreibt August Stöber über die „längstversprochenen, noch ungedruckten Gedichte Goethes" an Gustav Schwab: „Was die Gedichte von Goethe betrifft, so habe ich sie aus den Originalen, die in den Händen der in Niederbronn wohnenden jüngsten Schwester der Friederike, mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben. Es sind viele Abschriften davon verbreitet. Wenn Sie dieselben im Morgenblatt oder im Musenalmanach wollen abdrucken, so nennen Sie aber nicht etwa meinen Namen als Mittheiler . . . Außer den vier mitgetheilten waren noch 2 andere da, die aber gedruckt sind, Willkommen und Abschied und Mit einem gemahlten Band." Diese Nachricht, die den Herausgeber des Musenalmanachs zu der Bemerkung veranlaßte „Aus dem Original mitgetheilt", ist uns erst 1894 aus dem „Jahrbuche für die Geschichte des Elsaß" (X, 106) bekannt geworden; sie steht in schroffem Gegensatze zu den Worten, mit denen Stöber den zweiten Abdruck der Lieder in seiner Schrift „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, Basel 1842" begleitete: „Diese Gedichte, die ich 1838 schon im Musenalmanach von Chamisso und G. Schwab mittheilte, waren im Besitze von Sophie Brion, Friederikens

jüngster Schwester; die Originalien kamen ihr abhanden; allein sie versicherte, die Abschriften seien getreu." Gegenüber solchen Widersprüchen ist das größte Mißtrauen am Platze: entweder Stöber wußte nicht, was man unter einem Original versteht, oder er hat phantasirt. Nun enthält seine Abschrift dieselben Lieder wie die Kruse'sche, nur das Lied „Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen" (siehe unten Seite 434) fehlt. In demselben Jahre 1837 aber ist gerade dieses in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" vom 5. Januar unter den „Briefen aus Elsaß und Lothringen" erschienen. Es heißt da, daß eine Schwester Friederikens im Besitze der Lieder sei und sie auch bereitwillig zeige. Bereits seien andere Leute darauf bedacht, sie zu veröffentlichen. „Da ich ihnen nicht weiter vorgreifen mag, beschränke ich mich hier auf die Mittheilung eines einzigen noch ungedruckten Gedichtes. Das Manuskript ist von Goethe selbst geschrieben und von Saarbrücken aus an seine Geliebte in Sesenheim gerichtet: Wo bist Du itzt u. s. w." Nimmt man nicht den sonderbaren Fall an, daß gerade unmittelbar vor Stöber ein anderer dieses Lied und zwar bloß dieses abgeschrieben und veröffentlicht und dann das Original für sich behalten hat, so muß die Publikation auf Stöber zurückgehen; der sonstige Inhalt der Briefe aus „Elsaß und Lothringen" weist ja ebenfalls auf die Brüder Stöber hin, und auch die Bitte um Verschwiegenheit ist damit erklärt. Also kann man Stöbers späteres Eingeständniß, daß es sich nicht um Originale, sondern um Sophiens Abschrift gehandelt habe, getrost auf dieses Lied ausdehnen. Von diesen Kopien Stöbers nun weicht diejenige Kruses bedeutend ab: in dem Liede „wo bist du itzt" hat Kruse die ungewöhnliche und deshalb zu bevorzugende Lesung „Still überall ist Stadt und Feld", wo Stöber das farblose „Wald und Feld" bietet. Auch offenbare Mißverständnisse im Texte der andern Lieder lassen die Stöbersche Fassung sehr gegen die andere zurücktreten: sie hat das häßliche „Du wolltest doch nicht säumen" statt „Dich", den unmöglichen rührenden Reim „träumend: träumend" statt „träumend: reimend" u. A. m. Ob freilich diese Fehler der Sophie Brion oder Stöber zur Last fallen, läßt sich nicht entscheiden. Gegen die „diplomatische Genauigkeit" des damals bereits 29jährigen Gelehrten wird man doch etwas mißtrauisch, wenn man liest, wie er eine und dieselbe Vorlage heute für ein Original des 21jährigen Goethe und morgen für die Abschrift der achtzig Jahre alten Sophie erklärt! Jeden-

falls erweisen die Varianten der Stöberschen Ueberlieferung, daß sie den Originalen ferner steht als der Text Kruses, und sprechen — wofern man nicht an Abschriften erster und zweiter Hand denken will, — mit Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieser aus den Originalen geschöpft hat. — Die Kenntniß einer dritten Ueberlieferung verdanken wir P. Th. Falck. In seiner Schrift „Friederike Brion" hat er im Jahre 1884 einige Lieder von Jacob Michael Reinhold Lenz mitgetheilt, die dessen Freund und Seelsorger Michael Jerzembsky von Originalen des Dichters soll abgeschrieben und gesammelt haben. Unter diesen Liedern sind drei, die auch bei Sophie Brion entdeckt sind: „Ach bist Du fort?", „Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen" und „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" (siehe unten Seite 432, 434, 428). Da Lenz nach Goethes Fortgang in Beziehung zu Friederike gestanden hat, so wäre dieser zwiefache Fundort für die Autorschaft Lenzens unter normalen Umständen beweisend. Solche liegen aber keineswegs vor, denn einmal ist sehr wohl möglich, daß Lenz, der bekanntlich nach Goethes Dichtungen haschte und keinen größeren Ruhm kannte, als mit ihm verwechselt zu werden, in Sesenheim einige Goethesche Lieder abgeschrieben und zusammen mit den seinigen verwahrt hat. Zweitens sprechen die inneren und gewichtige äußere Gründe entschieden dafür, daß das dritte Lied „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" Goethe angehört; endlich macht Jerzembsky's Text des Liedes „Ach bist du fort", das jedenfalls von Lenz stammt, einen so unmöglichen Eindruck, und die Bemerkungen und Anordnungen der übrigen „Sesenheimer Lieder" Lenzens in der Jerzembskischen Abschrift sind so haltlos, daß diese Ueberlieferung in jeder Hinsicht nur mit größtem Mißtrauen aufzunehmen ist — ganz zu schweigen davon, daß die Schicksale der Abschriften Jerzembskys von dessen Tode (1801) bis auf ihren Uebergang an Falck (1866) sehr dunkel sind. Aus allen diesen Gründen — zum Theil werden sie noch erörtert werden — ist diese dritte Quelle für uns von geringem Nutzen; der Kruse'sche Text ist und bleibt der maßgebende.

Was aber ist aus Kruses Ueberlieferung betreffs der Originalität der Vorlage zu gewinnen? Es ist fast allgemein anerkannt und wird im Folgenden erhärtet werden, daß eines der Sesenheimer Lieder („Ach bist du fort?") sicherlich Lenz zum Verfasser hat. Wie kann man damit vereinbaren, daß Kruse nur Goethes und Friederikens Schriftzüge unterschieden und gerade dieses Lied in Goethes Handschrift gesehen haben will? Es läßt sich als möglich zuge-

stehen, daß Kruse Lenzens Handschrift für diejenige Goethes nehmen konnte: beide sind in der That einander nicht so ganz unähnlich, und wenn man Lenzens sonstiges Gebahren berücksichtigt, könnte man sogar an eine bewußte Nachahmung der Schriftzüge Goethes denken; war doch wohl nicht durch Zufall die „Freundin aus der Wolke" in der „Iris" zuerst mit Goethes Chiffre unterzeichnet. Bielschowsky meint sogar, daß alles, was Sophie und Kruse als Goethes Handschrift erschien, diejenige Lenzens gewesen sei; eigentlich muß er damit auch annehmen, daß Friederike ein zweifellos Goethesches Lied wie „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde" in Lenzens Abschrift und daneben „Kleine Blumen, kleine Blätter" in ihrer eigenen Abschrift sollte bewahrt und ihrer Schwester vermacht haben. Denn daß das letztere von Friederikens Hand geschrieben war, ist gut bezeugt: Sophie Brion wird doch die Schrift ihrer Schwester gekannt haben. Freilich glaubt Bielschowsky, Sophie habe niemals Originale von Friederike besessen, sondern nur eigne Abschriften; aber einmal liegt kein Grund vor, sie der Fälschung zu zeihen, und ferner spricht dagegen folgende Thatsache: während Kruse zweierlei Handschriften sah, die er deutlich als die Göthes und Friederikens unterschied, fand Stöber bloß Abschriften von Sophie vor. Es sind statt der zehn nur acht Lieder, und der Text weicht von dem Kruses ziemlich stark ab, sogar in dem Liede „Nun sitzt der Ritter an dem Ort", das nach Kruses Angabe von Friederike geschrieben war. Nach Bielschowsky also müßte Sophie ihre eigenen Abschriften kopirt und dabei Aenderungen gemacht haben. Das ist doch allzu gesucht. Und dann ein anderes wichtiges Moment. Wenn Sophie sich Abschriften nahm, so mußte sie wissen oder doch vermuthen, daß die Originale ihr „abhanden kommen" könnten, und mußte Werth auf sie legen; und warum sind sie gerade zwischen September 1835 und Anfang 1837 „abhanden gekommen"? Es ist doch nur zu begreiflich, daß man, sobald von den Liedern etwas ruchbar ward, von manchen Seiten (vielleicht waren es nicht nur Autographensammler!) darauf fahndete und auch wohl hohe Angebote dafür machte. Ob Sophie sie verkauft hat, oder ob sie, wie Lucius erzählt, durch einen Vikar aus dem Bärenthal, Namens Spohr, darum gebracht worden ist, werden wir schwerlich je erfahren; jedenfalls erweist das „Abhandenkommen" im Verein mit der Abschrift Sophiens und den Berichten Kruses als sicher, daß man von verschiedenen Seiten in mehreren Stücken die Handschrift Goethes vor sich zu haben glaubte, und so darf es als wahrscheinlich gelten, daß es entweder wirklich Goethes

Schrift war, oder daß doch zum mindesten eine, sei es beabsichtigte oder unbeabsichtigte, Aehnlichkeit mit den Schriftzügen Goethes bestand.

Wie aber soll man es erklären, daß von jener männlichen Hand, die Kruse für die Goethes hielt, sowohl dessen als auch Lenzens Verse geschrieben waren? Drei Möglichkeiten giebt es. Zunächst ist ja denkbar, daß Lieder von Goethe und (mindestens eines) von Lenz theils von Friederikens, theils von einer andern (männlichen) Hand aufgezeichnet worden seien, und die letztere habe man späterhin für die Goethes gehalten. Mochten diese Lieder von den Originalen abgeschrieben oder nach Friederikens Erinnerung fixirt sein — jedenfalls würde so erklärt werden, daß Kruse keinen Unterschied zwischen den Handschriften von Goethes und Lenzens Dichtungen wahrgenommen hat. Aber diese Deutung ist gekünstelt, zumal Goethe 1779 an Charlotte von Stein von Liedern berichtet, die er ehemals in Sesenheim gestiftet und nun wiedergefunden habe. Eine zweite Möglichkeit ist: Lieder von Goethe und (mindestens eines) von Lenz sind theils von des letzteren, theils von Friederikens Hand abgeschrieben worden; Lenzens Hand hat man nachher für die Goethes gehalten, die ihr vielleicht als Vorbild gedient hatte. Gegen eine solche Deutung müßte man aber einwenden: es ist wenig plausibel, daß Lenz und Friederike miteinander Goethes Lieder sollten aufgezeichnet haben, zumal ihnen die Originale doch genügen konnten. So bleibt als das Wahrscheinlichste dieses: Lieder, die Goethe und (mindestens eines, das) Lenz für Friederike gedichtet, sind von ihr theils im Original bewahrt, theils abgeschrieben; der Unterschied von Lenzens und Goethes Hand ist nicht so groß gewesen, daß er Kruse aufgefallen wäre. Auch ist sehr wohl begreiflich, daß Lenz sich Goethesche Lieder in Sesenheim abgeschrieben habe — es entspricht seiner schwärmerischen Verehrung für den Freund durchaus; man braucht daraus gar nicht mit Düntzer*) folgern, daß er sich in Rußland später selbst für den Dichter dieser Lieder gehalten hat.

Die Kritik der Ueberlieferung also hat ergeben: die Abschrift Kruses ist der einzige zuverlässige Text. Daß sie zu einem Theile unmittelbar von den Originalen genommen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, ist aber wahrscheinlich. Bei *keinem* Gedichte liegen *äußere Gründe gegen Goethes* Autorschaft vor; bei

*) Beilage zur allgemeinen Zeitung 1891 Nr. 252.

dem Liede „Nun sitzt der Ritter an dem Ort“ (daß es auch in Lenzens Nachlasse gefunden ist, kann nicht befremden) spricht mit großer Wahrscheinlichkeit für Goethe, daß es nach Kruses Angabe von Friederikens Hand geschrieben war, denn das gilt sonst bloß von den beiden Gedichten, die auf das Verhältniß der Liebenden das klarste Licht werfen*) und noch von Niemandem Goethe abgestritten sind: „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle“ und „Kleine Blumen, kleine Blätter.“ Mit Sicherheit aber lassen sich aus äußeren Gründen nur die beiden Lieder für Goethe in Anspruch nehmen, die er selbst später in die Sammlungen aufgenommen hat.

So bleiben uns als Kriterium nur innere Gründe. Wir wollen die einzelnen Lieder der Reihe nach prüfen und dabei nicht nur die Frage der Echtheit erwägen, sondern auch feststellen, was sich aus ihnen für die Geschichte des Verhältnisses zu Friederike ergiebt. Sie sprechen frisch die Empfindung des Augenblicks aus und sind zuverlässige Zeugen der Situation, der sie entspringen. Vor allen die beiden Gedichte, die nachher in den Sammlungen gedruckt sind, zeigen das deutlich: das Erlebniß, das sie veranlaßt hat, blieb — vielleicht gerade dank diesen Liedern — in Goethes Erinnerung lebendig und ward später in „Dichtung und Wahrheit“ geschildert.

Von dem ersten der beiden, „Willkommen und Abschied“, sind in der Sesenheimer Ueberlieferung nur zehn Verse enthalten. Diese sowie der erste Druck des Ganzen in der „Iris“ vom März 1775 weichen bedeutend von der in den „Gedichten“ erscheinenden Fassung ab.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht:
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Wie ein gethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
Schien schläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;

*) Bielschowsky findet es auffällig, daß Friederike gerade diese beiden Lieder nicht im Original besaß; vielleicht hatte sie aber gerade diese nach der Lösung des Verhältnisses an Goethe zurückgesandt.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und ieder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Die beiden ersten Strophen geben genau die Situation, die in „Dichtung und Wahrheit" (III, 8) geschildert ist: „So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich; ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen." Trotz aller Versuche ist eine Datirung aus dem Wortlaute des Liedes nicht zu gewinnen. Daß die in „Dichtung und Wahrheit" gegebene Kombination mit anderen Erlebnissen, z. B. mit des Professors Aufforderung an die Studenten, sie sollten eine Ferienreise machen, nicht auf die Wirklichkeit übertragen werden darf, ist schon hervorgehoben. Es liegt gar kein Grund vor, hier von einem „Frühjahrsbesuche" zu reden. Soll etwa die „Frühlingsstimmung" durch die Worte bewiesen werden „ein rosenfarbes Frühlingswetter lag auf dem lieblichen Gesicht"? Bielschowsky weiß sogar den Tag der Abfassung. In dem Liederverzeichnisse der Schweizer Freundin Goethes, der Bäbe Schultheß, finden sich hintereinander die Sätze: „Den ××× Abend. Mir schlug das Herz . . ." Die drei Kreuze sollen, obschon alle anderen Daten dort mit arabischen Ziffern und wörtlicher Monatsangabe bezeichnet sind, den 30. März 1771 bedeuten! Düntzer hat die Haltlosigkeit dieser Erklärung damit erwiesen, daß wir es gar nicht

— wie es nach der willkürlich geschaffenen Numerirung in der Weimarer Ausgabe scheinen könnte — mit zwei zusammengehörigen Sätzen zu thun haben. Meiner Vermuthung nach bedeuten die drei Kreuze, wie es in vielen Gegenden üblich, die heiligen drei Könige, und somit ist hier der Titel des im Jahre 1781 gedichteten Epiphaniasliedes gemeint. „Willkommen und Abschied" mag ebensowohl im Oktober oder November als im Frühling entstanden ein. Man hat eingewendet, der Bund der Liebenden wäre damals gewiß noch nicht durch Küsse besiegelt worden. Welcher Philister aber will das beweisen? Wohl nur ein solcher, der den Fluch der Lucinde als historische Thatsache ansieht, und der nicht glaubt, daß Goethe schon im ersten Briefe an Friederike scherzhaft auf einen Kuß anspielt. Uebrigens ist gar nicht sicher, ob nicht das Motiv vom Abschiede mit seinen Küssen erst etwas später hinzugekommen ist: es fällt doch auf, daß sich in Sesenheim nur die ersten zehn Verse gefunden haben. Jedenfalls bezieht sich das Gedicht in seiner früheren Gestalt auf den Abschied nach einem bestimmten Besuche in Sesenheim. Daß Friederike die Scheidende sei, braucht wegen des „du giengst, ich stund" nicht angenommen werden. Ich denke mir, Friederike hat den Geliebten bei seiner Rückkehr nach Straßburg ein Stück Weges begleitet; dann geht sie, er sieht ihr nach mit Schmerze — und doch, welch Glück, geliebt zu werden! Nur von seinem Schmerze ist die Rede. An einen letzten Abschied — wie Düntzer will — ist gar nicht zu denken: matt wären da die Worte „wie bedrängt, wie trübe!" und raffinirt und unpoetisch der Schluß des Ganzen. Aber ein Körnchen Wahrheit ist doch in der Ansicht Düntzers: Goethe hat nämlich in der letzten Fassung die Schlußstrophe in dem Sinne geändert, daß das Gedicht neben der ursprünglichen, engeren Beziehung eine weitere auf das ganze Verhältniß zu Friederike andeutet. Nun ist sie es, die schmerzvoll dem Scheidenden nachschaut; großes Leid hat er angethan — und doch, welch Glück, geliebt zu werden und zu lieben! Hier klingt leise ein Gedanke an, wie er im letzten Briefe an Salzmann ausgesprochen ist: „Als Knab pflanzte ich ein Kirschbäumgen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude es blühen zu sehen, ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüthe und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen, eh ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr warens die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Meelthau, und doch wenn ich Meister über einen Garten

werde, pflanz ich doch wieder Kirschbäumgen; trotz allen Unglücksfällen gibts noch so viel Obst, daß man satt wird." Und nicht nur durch diese Erweiterung des Hauptmotives, sondern auch im Einzelnen hat das Gedicht, eine so interessante Entwicklung erfahren, wie kaum ein anderes. Ein schönes Motiv wird eingeführt mit den Worten: „Doch ach, schon mit der Morgensonne Verengt der Abschied mir das Herz"; die allzu scharfe Hervorkehrung des Vergleiches wird gemildert und der Ausdruck präciser („ein aufgethürmter Riese" statt „wie ein gethürmter Riese"); kraftvolle Ruhe tritt an die Stelle stürmender Wildheit (Vers 14. Doch frisch und fröhlich war mein Muth; in meinen Adern welches Feuer! in meinem Herzen welche Gluth! Vers 2. Es war gethan fast eh gedacht.) So gewinnt das Gedicht seine vollendete innere und äußere Form. Minor und Sauer in ihren „Studien zur Goethephilologie" waren allerdings der Ansicht, daß die Schilderungen der Natur (der Abend wiegte die Erde, die Winde schwangen leise Flügel) verunglückt seien; damit aber haben sie keinen Beifall gefunden. Ebensowenig kann ich mit ihnen in dem Gedichte auch nur eine Spur der sogenannten „Anakreontik" entdecken, wofern man mit diesem viel mißbrauchten Schlagworte z. B. den matten, unwahren, philiströsen Ausdruck des Gefühls und andere wirklich treffende Charakteristika der sogenannten Anakreontiker bezeichnen will, nicht aber das, was sich bei ihnen und zugleich bei vielen früheren, gleichzeitigen und späteren Dichtern findet, und wozu Begriffe wie Freude, Küsse, Wonne, jung, lieblich, munter und ähnliche gehören.

Ganz anders liegt die Sache bei dem zweiten der in die „Gedichte" aufgenommenen Lieder, „mit einem gemalten Bande". Es vereint die Vorzüge jener Gattung in sich und wird mit Recht eine Blüthe der Anakreontik genannt. Des Zephyr Flügel, die jungen Liebesgötter, Rosenbänder — das ist der Apparat des zierlichsten Rokoko. Und dabei ist das Lied in Stimmung und Form einfach, wahr und klar. So ist es zum Volksliede geworden und hat die guten und bösen Schicksale eines solchen redlich erfahren. Vor Kurzem haben Erich Schmidt und Friedländer in „Herrigs Archiv" die lehrreichen und ergötzlichen Wandlungen nachgewiesen, die das Volk redigirend mit ihm vorgenommen hat. Aber nicht nur über die späteren Erlebnisse dieses Liedes wissen wir Bescheid. Wir können bei ihm, mit besserem Rechte als bei dem vorigen, auch eine Vermuthung über die Entstehungszeit äußern. Nicht etwa,

weil es in der ersten Fassung anstatt „einen Blick, geliebtes Leben!“ heißt

„Einen Kuß! geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung“,

und weil, wie Bielschowsky meint, „nach dem Weihnachtsbesuch wohl sein Liebesgefühl schon so hoch gesteigert war, daß es die Wärme dieses Liedes erklären könnte“, sondern aus einem ganz andern Grunde. In den Sesenheimer Aufzeichnungen lauten die beiden folgenden Strophen:

Schicksal segne diese Triebe
Laß mich ihr und laß Sie mein
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein.

Mädchen das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand.
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband.

Wir haben erwiesen, daß die Briefe an Salzmann mit ihren schwankenden Stimmungen sich nicht auf eine Lösung des Verhältnisses beziehen, sondern auf eine offizielle Aussprache, die es fester knüpfen sollte. In den beiden Strophen hört man jenen Ton der Ueberlegung leise wiederklingen. Es ist nicht die Gluth neu erwachender Liebe, die Alles bezwingt und von der Zukunft nur als Ewigkeit weiß. Freilich muß man ja etwas von dieser kühlen Ruhe auf Rechnung der durch das Geschenk gegebenen Pointe setzen, aber ganz läßt sie sich doch nicht wegdisputiren. Und so wird die Entstehung des Liedes nicht vor Mai anzunehmen sein. Damit kommt überein, daß es auch in „Dichtung und Wahrheit“ in spätere Zeit, in die Periode einer etwas kühleren Stimmung gesetzt wird.

Diese beiden Lieder würde man, auch wenn sie nicht in die Sammlungen aufgenommen wären, mit Gewißheit für Goethe in Anspruch nehmen können, weil die Situation, der sie ihre Entstehung verdanken, in „Dichtung und Wahrheit“ geschildert ist. Ganz sicher auch scheint mir das zu sein bei einem Liede, das Goethe vielfach abgesprochen worden ist, das ich aber durchaus Goethesch finde und ihm zudem aus den genannten äußern Gründen nicht nehmen lasse.

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, liebe Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesottner Eier
Und einem Stück gebacknen Fisch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falber stolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche findt.

In der Falck'schen Ueberlieferung findet hier sich das Datum „4. September 1772" hinzugefügt; das muß aber ein Zusatz von Jerzembskys Hand seiu, weil er weder für Lenz noch für Goethe irgendwie passen könnte. — Gegen Goethes Autorschaft hat Bielschowsky zweierlei einzuwenden: einmal metrische Härten, nämlich den Wechsel der Reimfolge und des Reimgeschlechtes sowie die Ueberlänge des vorletzten Verses; ferner das zweimalige unpoetische „ziemlich". Den ersten Einwand hat Düntzer widerlegt, indem er auch in anderen, und zwar gedruckten Gedichten Goethes ganz ähnliche Unregelmäßigkeiten aufgezeigt hat. Solcher Entgegnung hätte es gar nicht einmal bedurft, da wir es hier mit einigen schnell hingeworfenen Versen zu thun haben, die gar nicht gefeilt worden sind und darum eine ganz andere Beurtheilung verlangen. Und daß mit dem „ziemlich" und „wahrlich ziemlich" ein Scherz beabsichtigt ist, bedarf wohl nicht der Erwähnung, denn wer auch nur eine ganz geringe Begabung zum Versemachen hat, dem ist solch ein Ausdruck im Ernste nicht zuzutrauen. Ich glaube, Goethe selbst gebrauchte in der Rede gern das Wort „ziemlich"; in auffälliger Weise erscheint es zweimal hintereinander in den Sesenheimer Briefen: „Nun gehts freylich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst." Vielleicht hatten die Schwestern ihn damit geneckt, und er antwortet nun mit einem Scherze. Es giebt kein leichteres und natürlicheres Gedicht als dieses; der viel schwereren Mache Lenzens entspricht es gar nicht. Man muß es nur richtig auffassen: Skandiren und Silbenzählen macht in diesem Falle nicht selig, und so ganz ohne jeden Humor und Geschmack mird man glücklicherweise mit Goethe nicht fertig. Die Situation ist in „Dichtung und Wahrheit" genau erzählt: „Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sei, versicherte mich, die Frauenzimmer seien eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht, denn ich hätte gewünscht der einzige zu sein. Ich eilte nach, um wenigstens so spät noch als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thüre sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert, aber ich

war es, als Friederike Olivien ins Ohr sagte, so jedoch, daß ich's hörte ‚Hab ich's nicht gesagt? Da ist er!' Sie führten mich ins Zimmer und ich fand eine kleine Kollation aufgestellt ... Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter ...." Man braucht blos hinzuzufügen, was in den Worten Friederikens schon liegt: „Da ist er! Hab' ich's nicht gesagt? Er kommt doch heute nach Sesenheim!" Und wahrscheinlich fiel dazu die neckende Bemerkung, daß er sich wohl sehr müsse gesehnt haben, sonst wäre er nicht bei dunkler Nacht herausgeritten. Auf solche Scherze antwortet Goethe in launigen Versen, es sei ihm nicht gar so eilig gewesen, und mit dem Abenteuer, das er so gemütlich ende, sei es nicht so gefährlich, denn des Weges nach Sesenheim sei er ganz sicher. Die mir bis jetzt bekannt gewordenen Erklärungen (von Düntzer, Metz, Weißenfels, Bielschowsky u. A.) gehen alle von dem Vorurtheil aus, Goethe habe im Auftrage der Schwestern einen Ritt gemacht und sitze nun in einem fremden Orte in der Wirthsstube. Aber wie sollen da die Worte „und seine Seele nicht geschwinder" gedeutet werden? Etwa sentimental in dem Sinne, daß er an Friederike zurückdenke? Dazu würde die vergnügte Stimmung der zweiten Strophe nicht passen. Ebenso unbegreiflich ist, wie man die Schlußworte hat mißverstehen können. Sie wollen doch nur sagen: Der Weg ist mir so vertraut, wie nur denkbar, wie dem Küster der Weg zur Kirche; daraus mit Düntzer auf die Dunkelheit des frühen Morgens und ferner auf die Winterzeit zu schließen, ist ganz unmöglich, denn die Voraussetzung der Dunkelheit würde doch die Hyperbel gerade abschwächen. Auch die Anrede „liebe Kinder" ist echt Goethesch. Dem ganzen Tone und der Pointe nach wird sich das Lied wohl auf einen der ersten Besuche in Sesenheim beziehen.

Durchaus sicher auch ist mir Goethes Verfasserschaft bei dem Liede

Balde seh ich Rickgen wieder
Balde bald umarm' ich sie
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süßten Melodie.

O wie schön hats mir geklungen
Wenn Sie meine Lieder sang
Lange hab' ich nicht gesungen
Lange liebe Liebe lang.

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen
Wenn mein Mädchen mir entflieht
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied.

Doch jetzt sing ich und ich habe
Volle Freude süß und rein
Ja ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein.

Kein Lied könnte der Art Lenzens mehr entgegen sein als dieses. Wo der von Liebe und Sehnsucht singt, ist er entweder gramvoll und kummerschwer oder pointirt, gesucht; die liebenswürdige Heiterkeit und Frische mangelt ihm. Auch kennen wir von ihm keine Strophe, die wie dieses Lied zum Gesange herausfordert. Es ist die treffendste Bestätigung der Worte in „Dichtung und Wahrheit": „Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter." Was aber wird gegen Goethe geltend gemacht? Bielschowsky sagt „Wohin man das Lied, wenn man es Goethe zuspricht, legen sollte, kann ich ebensowenig sehen, wie bei den vorhergehenden. Weder wissen wir von einer solchen Trennung, wie sie das Gedicht im Auge hat, noch können wir uns vorstellen, daß Goethe eine solche Trennung als Flucht bezeichnet hätte." Die Worte „wenn mein Mädchen mir entflieht" auf eine wirkliche Flucht zu deuten, ist wahrlich nicht poetisch gedacht; und will man aus ihnen entnehmen, daß Friederike eine Zeit lang von Sesenheim fort war, so kann das irgendwann zwischen Mitte Oktober 1770 und Mitte Mai 1771 gewesen sein. Wahrscheinlich war es Anfang Mai 1771: das lehrt ein anderes später zu besprechendes Lied („Wo bist Du itzt?"). Ferner behauptet Bielschowsky, daß „tiefe Schmerzen" bei Goethe undenkbar wären: 29 mal komme in den Gedichten der Hirzel'schen Sammlung und in den Liedern des ersten Bandes der Gesammtausgabe „Schmerz" vor, davon 27 mal ohne Epitheton, einmal mit „stet", einmal mit „wonnevoll". Wenige werden einer solchen Behauptung Geschmack abgewinnen; übrigens ist sie von Düntzer durch den Vers der Mignon „fühlt' ich tiefen Schmerz genung" noch dazu als unrichtig erwiesen worden. Auch an den Worten „Und der wahre Gram im Herzen geht nicht über in mein Lied" finde ich nichts auszusetzen: es liegt weder ein „Gegensatz zu erdichtetem Gram" darin, noch ist es „eine weniger gelungene Wendung", sondern ein einfacher und wahrer Ausdruck der Stimmung, dessen Sinn und Form bei Lenz unmöglich wäre. „Mich schmerzt es tief, daß ich mein Mädchen nicht habe; vor Freude kann ich da nicht singen. Andere singen ihren Gram; doch der Kummer, wie ich ihn fühle, hat im Liede keine Statt. Aber die Freude, die mir jetzt wird, jubelt im Sange, und solche Sangesfreudigkeit gäbe ich nicht für aller Klöster Wein." Bielschowsky nennt das einen unbrauchbaren, nur für ein Trinklied passenden Abschluß. Auffällig kann er aber nur dem scheinen, der unter jener Gabe „die Freude über die Rückkehr der Geliebten" oder mit Düntzer „die

Freude sie wiederzusehen" versteht, und nicht die Freude am Gesang, die sich mit weinfroher Stimmung sehr wohl vereint. Auch diese spricht gegen Lenz, denn der redet vom Weine selten und dann recht doktrinär: so in seinem Liede „an die Sonne", die Mutter des Weins, oder wenn er den Rhein besingt und schon durch den Reim auf den Preis des Weins hingelenkt wird (Gedichte, herausgegeben von Weinhold, Nr. 52, 66). Und wenn auch in den Briefen, so doch nicht in seinen Liedern pflegt er von seiner Geliebten einfach als „mein Mädchen" zu sprechen, wie Goethe es so oft und gern thut. Aehnlich in der Anrede: da braucht er wohl, ohne ein Epitheton, einen Phantasienamen (Seraphine, Albertine, Doris) oder „Göttliche", „Vollkommenheit", „o du mein Leben", „Sternenkind" und dergleichen, doch „Rickgen", „Mädchen", „liebe Liebe" (wie auch „süße Lieb" in „Hans Sachsens poetische Sendung") paßt nicht zu seiner Art. Das Liedchen an die Sangesgabe mit seinem leisen Spott auf die Gramdichter ist so frisch und sangbar, die zwingende Logik im Aufbau ist mit so graziöser Leichtigkeit verbunden, daß man nicht im Entferntesten an Lenz als den Verfasser denken darf.

Bei all den bisher besprochenen Gedichten würde man auf ihn auch gewiß nie gerathen haben, wenn nicht ein anderes Lied, das sowohl aus den Sesenheimer Blättern der Sophie Brion als auch aus der Jerzembsky'schen Abschrift bekannt ist, mit Sicherheit Lenz zugeschrieben werden müßte:

Ach bist du fort? aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual?

Die Situation ist mit dem Verhältnisse Goethes zu Friederike durchaus nicht in Einklang zu bringen, und was die äußere und innere Form anlangt, so ist kaum ein Vers, den man nicht Goethe aus verschiedenen Gründen absprechen müßte. Loeper, Weinhold, Erich Schmidt, Bielschowsky haben eine Fülle von Beweisen dafür gegeben. Nur wenige Worte seien dem hinzugefügt. Vor allem ist es der stetige Wechsel zwischen Erhabenem und Lächerlichem, der Lenzens Liebesgram kennzeichnet. Den Worten:

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen
Und schreib ihm einmal nur — ob du ihn liebst

vergleicht sich das (in Weinholds Ausgabe Nr. 42 erscheinende)

Doch jetzt, ach jetzt, wer kann ihm widerstehen,
Dem Wunsch, sich wenigstens von ihr bedau'rt zu sehen —

Und das Gedicht „auf eine Papillote, welche sie mir im Konzert zuwarf", worin Lenz seine Araminte (Cleophe Fibich) bittet, sie möge ihn mit dem Federmesser tödten,

„Ach thu's, durchbohr' mein Herz, gewiß dann wird mir besser"

erinnert stark an den Schluß unseres Liedes

„Wie? nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke!
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame — für dich!"

Das Gedicht — wir müssen es übrigens zu den schlechteren Erzeugnissen Lenzens zählen — scheint zu Anfang oder Mitte Juni 1772 entstanden zu sein, denn am 3. Juni ist Friederike nach Saarbrücken gereist. Das schreibt noch an demselben Tage Lenz an Salzmann und zweifelt daran, ob er sie je wiedersehen werde — Alles stimmt genau zu unserem Liede. Ueber den Ort aber, an dem es gedichtet ist, war man bisher im Zweifel. Es heißt:

„Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Thal, im Wald, am Bach —

und hierfür haben Stöber und Falck „im krummen Bogengang."

Erich Schmidt hat schon vor langen Jahren darauf hingewiesen, daß, nie und nimmer mit dem Bogengang die Straßburger Gewerbslauben gemeint sein könnten, und daß weder Wald noch Bach noch Thal in Straßburgs nächster Umgebung zu finden seien. „Er durchirrt die Stätten, wo er sie gesehen, um dann ebenfalls weiter zu ziehen. Dunkel bleibt nur, ob er schon wieder in der Stadt ist oder sich nur die gebotene nahe Rückkehr ausmalt: dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen, er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!" Die Zweifel lösen sich aber sehr einfach, wenn man nicht mit den bisherigen Beurtheilern die heutige, sondern die ehemalige Oertlichkeit ins Auge faßt. Das Lied ist sicherlich in Fort Louis, dem Wohnorte Lenzens, gedichtet. Das war damals ein sehr hübsches, reizend gelegenes Städtchen von etwa 4000 Einwohnern, bis es 1794 von den Oesterreichern zerstört ward. In einer halben Stunde kommt man von Sesenheim an den Rhein und von dort in weiteren zwanzig Minuten nach Fort Louis: jedenfalls war das einer der schönsten und häufigsten Spaziergänge und wegen der Rheininseln damals besonders beliebt. Hier sind Wald und Bach, hier auch erklärt es sich, daß Lenz aus den Gegenden, wo er mit ihr gegangen, direkt in die Stadt zurück-

kehrt und Friederike vermißt, die gewiß oft ihre Freundinnen in Fort Louis besucht und auch ihn von Zeit zu Zeit dort getroffen hatte.

Mit diesem Liede zusammen ist in der Jerzembsky'schen Abschrift ein anderes überliefert, das ebenfalls auf eine Reise Friederikens hindeutet:

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumfirt das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Stadt und Feld. Dir nach ist sie geflogen
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Nach Kruses Mittheilung war es mit den Worten „Als ich in Saarbrücken" überschrieben, bei Stöber und Jerzembsky steht das nicht. Daß diese Bemerkung sich nicht auf Goethe beziehen kann, ist deshalb sicher, weil er, nachdem er Friederike kennen gelernt hatte, nie wieder dort gewesen ist. Weißenfels hat die Vermuthung ausgesprochen, es könnte vielleicht der Anfang des Liedes sein, auf dessen Melodie es gesungen werden sollte; das Fehlen des Zeitwortes spreche dafür. Aber einmal wissen wir von einem solchen Liede gar nichts, und dann vor Allem: das Metrum müßte doch zu demjenigen unseres Gedichtes stimmen. Oder sollte man „als ich in Sáarbrück" lesen müssen? So lange das nicht feststeht, nimmt man am besten die frühere, leider nachher widerrufene Erklärung Düntzers an, daß unter „ich" Friederike zu verstehen sei. Sie braucht die Worte deswegen nicht eigenhändig geschrieben haben; auch Goethe konnte allenfalls das Original, das er ihr gab, in ihrem Sinne überschreiben. Laut des oben erwähnten Briefes war Friederike am 3. Juni 1772 nach Saarbrücken gereist, und hauptsächlich deshalb hat Loeper das Lied Lenz zugewiesen. Dieser Grund scheint mir aber gerade gegen Lenz zu sprechen. Nie und nimmer darf man glauben, daß ein Dichter im Juni an seine Ge-

liebte singt: „Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden im Monat Mai.“ Aus Reimnoth hier Mai für Juni einzusetzen, würde der Gipfel der Geschmacklosigkeit sein; der Dichter, der dieses formgewandte Lied geschaffen, würde sich, da ihm der Juni nicht passen konnte, auf irgend eine andere Weise geholfen haben. „O komm zurück! Dich rufen Hirt und Heerden in bangem Leid! Komm bald zurück, sonst wird es Winter werden zur Sommerszeit“ (man verzeihe dieser Art der Beweisführung) oder Aehnliches hätte viel näher gelegen. Daß Friederike auch im Mai 1772 in Saarbrücken gewesen sei, also zwei mal kurz hintereinander die für damalige Verhältnisse weite Reise gemacht habe, ist höchst unwahrscheinlich, selbst wenn man die Worte des oben besprochenen Lenzschen Liedes „Du flogst davon zum zweiten Male“ und „zum zweiten Mal sah ich dich Abschied nehmen“ auf zweimalige Abwesenheit und nicht blos auf ein wiederholtes Lebewohl hinausdeuten will. Jedenfalls trifft Erich Schmidt das Richtige, wenn er fragt, warum nicht auch im Mai 1771 eine solche Reise hätte unternommen werden können. Daß Friederike zwischen Mitte Oktober 1770 und Mitte Mai 1771 einmal eine längere Weile fort war, lehrt das Lied „Balde seh ich Rickgen wieder;“ also liegt es nahe, beide Gedichte in diese Zeit des Getrenntseins zu setzen und deßhalb Goethe zuzuweisen.

Allerdings könnten verschiedene Erscheinungen für Lenzens Autorschaft geltend gemacht werden. Vor Allem ist auffällig, daß bei diesem, sowie bei dem sicherlich Lenz angehörenden Liede „Ach bist du fort“ der Stöbersche Text mit dem Jerzembsky-Falckschen in einigen Pünkten übereinstimmt gegen denjenigen Kruses. Diese Sache ist natürlich sehr wichtig und muß genau geprüft werden. Wie schon erwähnt, heißt es bei Stöber und Falck „im krummen Bogengang“, wo Kruse „im krummen Thal“ bietet. Letzterer hat sich hier — so theilt er mir freundlich mit — treu an seine Vorlage gehalten. Auch ist das „krumme Thal“, die vallis curva der Lateiner, eine den Dichtern jener Zeit bekannte Wendung: Voß sagt „Schon glühn die Höhn, es rauchet Von Duft das krumme Thal“, und in Hallers „Alpen“ heißt es „Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödtlich Knallen Tönt durch das krumme Thal und macht den Wald erschallen.“ Der „krumme Bogengang“ aber ist sehr auffällig, zumal da das Wort „gegangen“ unmittelbar vorher steht. Daß Kruse hier geändert habe, ist auch deshalb nicht anzunehmen, weil er in anderen Fällen gegenüber Stöber und Falck zweifellos die ursprüngliche Lesart hat. Z. B. in dem

Liede „Wo bist du itzt" heißt es bei ihm „Still überall ist Stadt und Feld", Stöber und Falck haben „Wald und Feld". „Stadt" hat hier als die der Oertlichkeit angemessene und charakteristische Bezeichnung gegenüber dem matteren und stereotypen „Wald und Feld" natürlich das Vorrecht. Wir folgen also Kruse. Wie aber sind jene Uebereinstimmungen des Lenznachlasses und der Stöberschen Abschrift zu erklären? Zwei Möglichkeiten giebt es. Entweder ist anzunehmen, daß in der Vorlage, die zuerst von Kruse und dann von Sophie Brion abgeschrieben ist, „Bogengang" stand, aber gestrichen und durch „Thal" ersetzt war; daß Kruse die Verbesserung acceptiert, Sophie aber die alte Lesart, die auch in dem Schriftstücke des Lenznachlasses erscheint, aufgenommen und auf Stöber übertragen hat.

Zu dieser sehr gesuchten Erklärung wird man sich bequemen müssen, da doch sicherlich der Besitzer des Lenznachlasses, Herr P. Th. Falck, die Handschrift Jerzembskys genau beachtet hat und eine etwaige Nachbildung derselben erkannt haben würde. Andernfalls würde man Folgendes glauben können: Kruse ist der Vorlage treu gefolgt; Sophie oder Stöber haben in Erinnerung an eine bestimmte Oertlichkeit „Bogengang" eingeführt, und auf dem Stöberschen Texte beruht die im Nachlasse Lenzens gefundene Fassung. Unter normalen Verhältnissen würde man ja an so Etwas nicht denken. Aber in diesem „Lenznachlasse" sind so sonderbare und unmögliche Dinge, solche unglaublichen Widersprüche enthalten, daß man den Wanderjahren dieser Handschriften in der Zeit zwischen 1801 und 1866 Alles zutrauen darf, unter Anderem auch, daß sie um einige, auf Stöbers Text fußenden Stücke vermehrt sind. Falck würde sich ein Verdienst um die Klärung der ganzen Sache erwerben, wenn er augenfällig bewiese, daß die Handschrift jener Lieder nur diejenige Jerzembskys sein und nicht aus späterer Zeit stammen kann. Denn sonst kommt man über Mißtrauen nicht hinweg. Die Bemerkungen Jerzembskys sind durchaus unzuverlässig: Das Lied „Nun sitzt der Ritter", das auf Alles eher passen würde als auf die zweitägige Reise Lenzens nach Weißenburg, ist mit „Weißenburg den 4. Sept. 1772" datirt. Und die Texte sind zum Theil unmöglich: einige Lieder Lenzens werden ja in einer ganz korrekten Form gegeben, die zu den sonstigen Ueberlieferungen auf das Genaueste stimmt; aber andere — und das soll später gezeigt werden — in einer abscheulichen Gestalt, in der man weder ein Konzept noch eine spätere

Aenderung des Dichters, sondern nur die von einem verständnißlosen Kopfe gemachte Verballhornung sehen kann. Von solchem Schicksale ist auch das Lied „Ach bist du fort" betroffen worden. Wie ist es denkbar, daß der ansprechende Wechsel der ersten und dritten Person zu Gunsten der viel schwereren ersten Personen aufgegeben wäre? Man könnte meinen, hier habe dem Abschreiber ein Konzept Lenzens vorgelegen; aber scheint nicht „die Bäume blühen schwarz" zu Gunsten jener ersten Person aus „die Bäume blühn ihm schwarz" erst verballhornt zu sein? Gar die Lesung „wo ich mit dir gegangen in krummem Bogengang" statt „im krummen" ist, da sie die Worte modal statt lokal auffaßt, zu komisch, als daß sie von einem Kenner des Dichters stammen könnte. Und so wird man die Ueberlieferung im Nachlasse Lenzens für dessen Autorschaft nicht geltend machen dürfen.

Wie schon erörtert, ist in dem Liede „Wo bist du itzt" die Lesart Kruses, „Stadt und Feld", vor „Wald und Feld" zu bevorzugen. Ihr Sinn ist bisher nicht richtig erkannt worden: an Straßburg oder Saarbrücken ist gar nicht zu denken, denn der Liebende ruft die Geliebte, die auf der Reise ist, in ihre ländliche Heimath zurück. Es kann also nur die Gegend von Sesenheim und mit der Stadt wiederum nur Fort Louis gemeint sein. Darum braucht das Lied aber nicht nothwendig von Lenz zu stammen, denn auch Goethe konnte sich in Straßburg an jene Stätten zurückdenken, wo er mit Friederike geweilt hatte. An Lenz freilich gemahnen die Motive der zweiten Strophe, daß der Himmel weine und die Sonne traure. So heißt es z. B. in der „Poetischen Malerey" (Weinhold S. 196) „Ja ja, die Sonne schien heut dir, ließ keine Spur zurücke"; der „verlorne Augenblick" (Nr. 41) beginnt mit den Worten „Von nun an die Sonne in Trauer, von nun an finster der Tag"; und eine Strophe in „Piramus und Thisbe" (Nr. 12) lautet:

„Der Mond vergaß sie zu bescheinen,
Von Schrecken blind;
Der Himmel selbst fing an zu weinen
Als wie ein Kind."

Aber auf solche Wendungen ist weniger zu geben als darauf, daß die Pointe des Liedes ganz ähnlich auch bei Goethe erscheint: mit Recht hat man die Verse verglichen „Frühling ist es, liebes Fränzchen, aber leider Herbst für mich." Und was Bielschowsky sonst gegen Goethes Autorschaft anführt, hält nicht Stich. Daß

die letzte Strophe eine wohl der Schäferpoesie entlehnte Floskel sei, würde — selbst wenn es nachzuweisen wäre — noch nicht gegen Goethe entscheiden und erst recht nicht für Lenz. Falck stößt sich an dem unpoetischen Ausdrucke „Freund" für den Geliebten; aber Goethe nennt sich als Bräutigam in „Dichtung und Wahrheit" Lilis „Freund". Auch kann die Form „itzt" nicht stören: ein Blick in die erste Fassung des „Götz" lehrt das zur Genüge, und Düntzer hat sie ebenfalls in Gedichten nachgewiesen. Den „Eingang mit den vier Fragen, die mit demselben Fragewort eröffnet werden", finde ich, im Gegensatze zu Bielschowsky, sehr hübsch und für Goethe durchaus nicht befremdlich. Sagt er doch im „Liebedürfniß"

„Wer vernimmt mich? Ach, wem soll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?"

und in der „Sehnsucht" mit Wiederholung sogar zweier Anfangsworte: „Was zieht mir das Herz so? Was zieht mich hinaus" u. s. w. In metrischer Hinsicht ließe sich allenfalls das Enjambement der zweiten und dritten Strophe gegen Goethe geltend machen, sonst aber nichts: den Wechsel längerer und kürzerer Verse, ja genau den Rhythmus unseres Liedes finden wir später in der „Nähe des Geliebten" wieder:

„Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt."

Ausschlaggebend aber für die ganze Frage sind der herzliche frische Ton und die gefällige sangbare Form in Verbindung mit strenger Logik des Aufbaus. Um sie in trockener Prosa zu veranschaulichen: ‚Wo bist du jetzt? Es lacht die Flur, wo du nun weilst; hier aber scheint, da du fort bist, keine Sonne mehr, sondern es regnet: der Himmel weint. So auch ich. Alles ist still und traurig und sehnt sich nach dir. Komm zurück, sonst wird es nicht beim trüben Himmel bleiben; nein, es wird Winter werden im Mai.' Eine solche knappe, schnelle und folgerichtige Entwicklung und zielbewußte Steigerung ist den Liebesliedern Lenzens durchaus fremd: da wiederholt er sich, reflektirt, schildert, klagt und ringt und kann sich am Schlusse nur dadurch steigern, daß er entweder plötzlich mit einer gesuchten Pointe einsetzt oder seine letzte Kraft zu einem Todesstoße zusammenrafft. Darum können wir dieses Lied Lenz nicht zuweisen, wenn es auch wegen der erwähnten Einzelheiten mehr Anspruch darauf hätte als „Nun sitzt der Ritter

an dem Ort" und „Balde seh ich Rickgen wieder"; auf rückhaltlose Beistimmung freilich werden wir dabei nicht rechnen dürfen.

Anders bei dem hübschen Ständchen, das von Bielschowsky Goethe ebenfalls abgesprochen wird. Vorerst der Text des Liedes:

Erwache Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst Du?
Horch, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst Du immer fester
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß —
Und wär er von den Zehen
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und reimend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh' sein Gesicht,
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
Drum höre nun zur Strafe
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

Das Lied wird in der Regel sehr unterschätzt. Es ist eine ganz reizende Mattinata, voll Sangesfreude und Morgenduft. In einem solchen improvisirten Ständchen braucht man keine tiefen Gedanken suchen; Stimmung und leichte, gefällige, sangbare Form ist es, was man verlangt. Und dem wird das Lied in vollem Maße gerecht; ja mehr als das: die folgerichtige Entwicklung des Gedankenganges und der wohlgegliederte Aufbau zwingen zur Bewunderung. In Anbetracht der pedantischen Anfechtungen und Mißverständnisse, die das Lied hat über sich ergehen lassen müssen, wird man auch eine pedantische Erläuterung erlauben: „Erwache! Dich wecken nicht der Vögel Stimmen noch der Morgenschein. Des Wortes, das Du mir gegeben, vergissest Du; auch lockt Dich nicht der Sang der Nachtigall. Sehnend stehe ich hier" — da ertappt sich der Sänger auf schlechten Versen, und mit feinem Humor

rechtfertigt er sie: sie waren nur zur Strafe gesungen, weil Du das Lied der Nachtigall versäumt hast; aber wie konnte ich auch anders singen? Du, meine Muse, schliefst."

Sieht man von einigen wenigen Wendungen ab, die der Improvisation dieses ja nur handschriftlich überlieferten Liedes zur Last fallen, so kann man gar Nichts finden, was nicht Goethe und der Situation gemäß ware. Im Gegentheil: wie er das zur Charakteristik einer Person oder Sache gewählte treffende Wort immer wieder braucht, wie er z. B. in Lili das Dämonische der Zaubrerin sieht, deren Kreisen er vergebens zu entfliehen sucht, und das bis in sein hohes Alter hervorhebt, so ist es bei Friederike die sonnige Klarheit, die aus Blick und Wort leuchtet. In „Dichtung und Wahrheit" heißt es „Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage." In dem Herbstliede an Friederike singt Goethe „in einem deiner Blicke liegt Sonnenschein und Glück". Das sind doch genau die Worte unseres Liedes „Vertreib die Nacht, die einer deiner Blicke zum Tage macht"! Wenn Lenz zu seiner Phyllis sagt: „Ja ein Blick von Dir zertheilet der Verzweiflung Nacht", so ist das etwas ganz anderes. Auch die auffällige Wendung „Es zittert Morgenschimmer mit blödem Licht erröthend durch Dein Zimmer" kann man Goethe schwerlich absprechen denn sie erinnert zu sehr an die Worte des Phileros in der „Pandora" (Hempel X, 342) „Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein die Teppiche röthet am heiligen Schrein". Bielschowsky hilft sich da gegen Düntzer mit der Behauptung, entweder habe Lenz diese Wendung in Straßburg von Goethe gelernt oder umgekehrt, und er schließt: „Wir brauchen also wegen dieses Zusammenstimmens das sonst so unpoetische Gedicht dem apollinischen Dichterjüngling nicht aufzubürden." Bei weiterer Verfolgung solcher Methodik kann man freilich auch sagen, Lenz habe alle anderen Wendungen dieses Liedes von Goethe gehört, und unsere Untersuchungen würden ganz überflüssig sein.

Nun aber zu dem, was nach Bielschowsky in dem Liede „unpoetisch" sein soll. „In der zweiten Strophe sagt der Dichter ‚Horch Philomelens Kummer schweigt heute still, weil dich der böse Schlummer nicht meiden will'. Also die Nachtigall singt nicht, weil Friederike schläft. Ich will gegen den Gedanken, obgleich ich ihn platt finde, nichts sagen, aber er steht im Widerspruch mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden. In der ersten Strophe heißt es ausdrücklich, ‚der

Vögel sanft Geflüster ruft' und in der sechsten ‚die Nachtigall im Schlafe hast du versäumt'. Also hat die Nachtigall gesungen und nicht geschwiegen. Und was soll das ‚horch' an der ersten Stelle? Die Nachtigall schweigt ja. wozu die Aufforderung zu horchen?"

So Bielschowsky. Hier kann aber von Inkonsequenz gar keine Rede sein: der Vöglein Gezwitscher erschallt in der Morgenfrühe; nur die Nachtigall schweigt, weil du schläfst' . . . hättest du nicht geschlafen, so würde sie gesungen haben; ergo hast du die Nachtigall im Schlafe versäumt. Die Bemerkung über „Horch" ist für Bielschowskys philiströse Auffassung Goethes ebenso charakteristisch als vernichtend; sie ist gerade so werthvoll als die Entdeckung, daß „die Nachtigall in Goethes Lieder erst 1774 oder 75 eintritt, aber auch da nicht in seine Liebeslieder, sondern in andere," und das wird ebenfalls als Beweis gegen Goethes Autorschaft angeführt. Ferner sollen die Worte „vom Auge rinnt mir eine süße Thräne" gegen die Echtheit sprechen, weil sonst die Thränen in den Liedern des jungen Goethe stets wohl begründet und überhaupt solche „Oxymora" ihm fremd seien. Aber hier sind die Thränen sehr wohl motivirt mit dem Anblick der Geliebten; und ein Oxymoron, das stets einen scheinbaren Gegensatz enthält, liegt hier gar nicht vor, denn wie andere Gemüthserregungen kann auch die Wollust und die Freude Thränen veranlassen. Ganz anders, wenn der Dichter sich an seinem Schmerze weiden und die Thränen des Schmerzes süß nennen würde: das wäre ein Oxymoron. Solche und ähnliche Kriterien — zum Theil hat Düntzer sie erfolgreich zurückgewiesen — haben weder eine ästhetische noch eine philologische Berechtigung. Freilich auch Düntzer hat Verschiedenes mißverstanden, z. B. die Verse „Vielleicht erscheint dir träumend" u. s. w. Er sagt „launig stellt sich der Dichter vor, der Traum zeige ihn (sein Bild) Friederiken vielleicht in seiner wunderlichen Lage, wie er noch halb im Schlafe bei seinen Träumereien die Musen schelte, weil sie ihm nicht gehorchen wollten." Aber der Gedanke, daß der Dichter mit den Musen hadert, weil sie ihm keinen Sang spenden, ist wenig geschmackvoll; auch unter den Musen die Schwestern zu verstehen und damit eine Beziehung zur letzten Strophe zu schaffen, geht nicht an. Der Sänger entschuldigt sich in diesen Versen wegen seiner schlechten Reimerei, die er halb träumend geübt. Wendungen wie „das Werk lobt oder schilt den Meister" sind bekannt; so ist es auch möglich zu sagen „die Verse schelten die Musen", „der Dichter schilt die Musen". Es ist bezeichnend, daß gerade der minderwerthigen vierten Strophe diese Entschuldigung

folgt. Wiederholt wird sie später noch zweimal, dem die Worte „hört zur Strafe, was ich gereimt" sagen das, und die Verse „Schwer lag auf meinem Busen des Reimes Joch" heißen doch: meine Verse haben sehr unter dem Reimzwang gelitten. Das Lied war eben — so drückt sich Goethe in „Dichtung und Wahrheit" aus — einer bekannten Melodie untergelegt. Es fordert ja auch wie kaum ein anderes zum Singen heraus; höchstens läßt sich in dieser Hinsicht „Balde seh ich Rickgen wieder" vergleichen. Es trägt durch und durch den Charakter der Improvisation, und daher die dreimalige Entschuldigung. Die bezieht sich aber nur auf die innere Form, die sich — namentlich in der vierten Strophe — bisweilen nach der äußeren gerichtet hat. Von „metrischen Härten" und „zerhacktem Rhythmus", den Bielschowsky finden will, ist nichts zu entdecken. Und gerade weil es uns ungefeilt überliefert ist, sind ganz besonders die glatte Verskunst und der so wundersame Wohllaut zu bewundern, der namentlich in den ersten Strophen entzückt. Es liegt uns natürlich fern, in dem Gedichte eine vollendete Kunstleistung zu sehen; nicht minder werthvoll aber ist es uns als ein seltenes und größeres Zeugniß genialer Improvisation eines Liebesliedes aus Goethes Jugendzeit. Der Sänger gehorcht der Gunst des Augenblicks und gegebenem Rhythmus, und als rechter Kavalier gedenkt er beider Schwestern. So darf man das Lied nicht, wie Metz thut, zum Gradmesser der Gefühle für Friederike machen, es frostig nennen und darum in eine Zeit der Spannung verlegen. Daß es im Frühling oder Sommer 1771 gedichtet ist, versteht sich von selbst, denn im Winter geht man nicht bei Tagesanbruch spazieren und lauscht nicht dem Sang der Vögel. Näheres aber ist nicht zu bestimmen.

Außer diesen sind uns noch drei weitere Lieder schriftlich überliefert:

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen seyn wie Heute
Und lehr' mich ihrer würdig seyn."

Ferner:

„Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen,
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Und wie die kleinen Kinder seyn."

Und das Herbstlied:

„Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedricke,
Dürft' ich nach dir zurück,
In einem deiner Blicke,
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehn die Sonne nimmer
Und ich Friedricken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist Alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' Sie hier,
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb' sie mir?"

Daß sie alle drei Goethe angehören, darin ist man einig, und es ist wohl etwas übertriebene Vorsicht, wenn sie in der Weimarer Ausgabe unter die „Gedichte zweifelhaften Ursprungs" gerechnet sind. Auch ihre Abfassungszeit können wir mit annähernder Genauigkeit angeben. Das erste der kleinen Liedchen fällt in die früheste Zeit der Bekanntschaft, zwischen Oktober und — so dürfen wir aus dem oben erwähnten Briefe an Horn schließen — Dezember 1770. Auch das zweite, das einen winterlichen Besuch verheißt, mag um jene Zeit, vielleicht kurz vor Weihnachten entstanden sein — sicher freilich ist das durchaus nicht. Das dritte ist in der Herbstzeit, kurz vor der Weinlese, gedichtet. Aber in welchem Jahre? Düntzer verlegt es nach Straßburg, in den August 1771 — unmöglich, denn es ist eben vor dem Herbsten, und die Stimmung der zweiten Strophe paßt durchaus nicht auf einen Augusttag; auch ist Goethe im eigenen Weingarten in seiner Laube. Also der Oertlichkeit und Zeit nach kann das Gedicht nur aus den Frankfurter Tagen vom Oktober 1771 stammen. Dafür spricht auch die Stimmung. Adolf Metz freilich meint, der Schluß würde im Munde des Dichters, der die frische Untreue im Herzen hat, geradezu ein frevelhaftes Spiel der Phantasie mit der Gestalt der Geliebten

sein. Ich empfinde das Gegentheil: in reiner Erinnerung an die Geliebte malt die Phantasie des Dichters ein Idyll des Glückes, das er einst mit Friederike erhofft hatte. Nur eins ist noch nicht erwogen worden und bleibt mir räthselhaft: wie ist das Lied nach Sesenheim gekommen? Bielschowsky sagt: „wie er später nach dem Bruch mit Lili der verlassenen Geliebten noch Lieder voll inniger Wehmuth schickt, so jetzt Friederiken.“ Wer das Verhältniß Goethes zu Lili und zu Friederike nur im Entferntesten nachfühlt, wird einen solchen Vergleich nicht wagen: was in jenem Falle ganz begreiflich ist, wäre in diesem unverzeihlich. Wir wissen ja auch, daß Goethe gar nicht daran dachte, ihr im Herbste 1771 die gewünschten Kupferstiche *selbst* zuzusenden, ja daß er ihr noch im Jahre 1773 den „Götz“ durch Salzmann zustellen ließ. Die einzig mögliche Erklärung scheint mir zu sein, daß Goethe das Gedicht vor oder mit dem Abschiedsbriefe an Friederike geschickt habe. Diese Vermuthung, mit der ich nicht mißverstanden sein möchte, wird zuerst sehr gewagt erscheinen. Aber da er doch höchwahrscheinlich den Zwang der Trennung nur durch äußere Verhältnisse begründet haben wird, war es da nicht vielleicht seiner Art gemäß, dem Briefe das Gedicht beizulegen und so in zarter Weise seinen Schmerz über die bittere Nothwendigkeit zu sagen? Für diese Vermuthung würde sprechen, daß ihm Friederike eine Antwort schrieb, die ihm „das Herz zerriß“. Jedenfalls scheint mir diese Annahme feiner, als zu glauben, daß er Friederiken das Gedicht durch dritte Hand habe zugehen lassen oder gar die heilende Wunde wieder aufgerissen habe.

Zu diesen schriftlich überlieferten Gedichten kommt noch eines, das Sophie Brion nach dem Gedächtnisse Kruse mitgetheilt hat:

„Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!

Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.“

Natürlich handelt es sich hier nicht, wie Sophie glaubte, um die Stiftung einer Tafel, sondern um das Einschneiden der Namen in einen Baum. Es ist auch gar kein Grund vorhanden, die Situation mit der im vorigen Liede erwähnten (Der Baum, in dessen Rinde Mein Nam' bei Deinem steht) zu verknüpfen; im Gegentheil: dort ist an eine solche Massenstiftung gewiß nicht zu denken. Auch die Zeit ist nicht zu bestimmen. Wenn Goethe in einem Briefe an Kätchen Schönkopf bemerkt: „im Frühling schneiden die Schäfer die Namen in die Bäume“, so sagt das für unseren

Fall gar nichts, denn jene Zeitangabe ist nicht allgemein zu fassen, sondern bezieht sich auf ein besonderes Erlebniß der beiden. Und dazu ist gar nicht einmal sicher, ob die Verse von Goethe stammen. Mit ihrem sentimentalen Schlusse erinnern sie vielmehr an Lenz, und auch mit dem Eingange liegt es nahe, dessen Spruch zu vergleichen (Nr. 17):

„Dem Himmel wächst er kühn entgegen,
Sieh du ihn an, so steht er fest.
Nichts gleichet dem Vermögen,
Das sich auf dich verläßt."

Man darf doch nicht als unantastbar sicher annehmen, was die achtzigjährige Sophie Brion in ihren Kinderjahren gehört zu haben glaubte.

Das sind die Dichtungen, die man in der Regel als die „Sesenheimer Lieder" zusammenfaßt. Theodor Bergkhat ihnen noch zwei hinzufügen wollen, die er in einer Abschrift in J. G. Jacobys Nachlaß neben „Willkommen und Abschied" gefunden und 1857 in einer Sammlung („Acht Lieder von Goethe") herausgegeben hat. Da nun sehr wohl die Gedichte verschiedener Verfasser auf einem und demselben Blatte gestanden haben können, sind nur innere Gründe entscheidend. Aus solchen aber wird sich für das erste die Autorschaft Goethes nicht erweisen lassen, da es nichts Charakteristisches enthält.

„Ob ich dich liebe, weiß ich nicht.
Seh' ich nur einmal dein Gesicht,
Seh' dir ins Auge nur einmal,
Frei wird mein Herz von jeder Qual,
Gott weiß, wie mir so wohl geschicht!
Ob ich dich liebe, weiß ich nicht."

Etwas anders liegt die Sache bei dem zweiten:

„Ach, wie seh'n ich mich nach dir,
Kleiner Engel! Nur im Traum,
Nur im Traum erscheine mir!
Ob ich da gleich viel erleide,
Bang um dich mit Geistern streite
Und erwachend atme kaum,
Ach wie sehn' ich mich nach dir,
Ach wie teuer bist du mir,
Selbst in einem schweren Traum."

Meinem subjektiven Empfinden nach ist die Möglichkeit zuzugeben, daß Goethe der Dichter ist; wenigstens spricht die Stimmung der ersten sieben Verse nicht dagegen und, wie Metz gezeigt hat, findet das charakteristische „athme kaum" seine Parallele in einem Verse des Gedichtes „Ilmenau":

„Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre."

Aber nichts beweist, daß gerade Friederike die Ersehnte ist; will man (trotz der matten beiden letzten Verse) überhaupt an Goethe festhalten, so würde wegen des fünften Verses mit mindestens ebenso großer Wahrscheinlichkeit an Lili zu denken und das Gedicht etwa in die Zeit der ersten Reise in die Schweiz zu setzen sein. Also auch hier kommen wir über sehr gewagte Vermuthung nicht hinaus.

Im Sommer 1772 kam Lenz, der als Begleiter der Barone von Kleist ein Jahr in Straßburg gelebt hatte und in dem Salzmann'schen Kreise auch mit Goethe bekannt geworden war, nach Fort Louis und ward, zumal er Theologe war, im Pfarrhause des nahen Sesenheim freundlich aufgenommen. Lenz ist eine eigenartige Natur: genial, aber krank. Bei ihm einen sich in solchem Maße, wie selten bei einem bedeutenden Menschen, Erhabenes und Lächerliches, Kraft und Weichlichkeit, Wahrheit und Schauspielerei, stürmische Leidenschaft und kleinliche Schwäche, edle Aufopferungsfreudigkeit und hysterische Selbstsucht. Diese Gegensätze spiegeln sich in seinen Dichtungen wieder. In tiefster Seele fühlt er den Schmerz über das Schicksal der armen Friederike, und dabei richtet er selber — der nie eine Gelegenheit vorbeiläßt, unglücklich zu lieben — liebeglühende Verse an sie. Von diesen Gedichten, zu denen wir auch das erwähnte „Ach bist du fort, aus welchen güldnen Träumen" gerechnet haben, sind einige wahr empfunden und dabei von hohem Schwunge; aber sie leiden alle an einer gewissen Schwerfälligkeit und bilden einen krassen Gegensatz zu der heiteren Anmuth der Goethe'schen Lieder. In den Jerzembsky'schen Abschriften des Lenznachlasses waren 21 Gedichte zusammengestellt, und ihre Titel sind vor Kurzem von P. Th. Falck*) mitgetheilt worden. Daß freilich diese Anordnung auf Lenz selbst zurückführt, ist nicht zu glauben; es wäre eher denkbar, daß Jerzembsky nach eigenem Gutdünken aus Lenzens Liedern diesen Sesenheimer Cyklus zu biographischen Zwecken ausgewählt habe.

*) Die Jerzembsky'sche Abschrift der Sesenheimer Lieder. „Aus deutscher Brust." Frankfurt 1894. — Zum Theil schon war das geschehen in dem Buche „Reinhold Lenz. Lyrisches aus dem Nachlasse, gefunden von Karl Ludwig. Berlin 1884." Eine Anzahl gefälschter Gedichte von W. Arent (die Originale sollten angeblich im Besitze eines A. v. Ulrich in Reval sein) waren in die Zusammenstellungen Falcks eingeschaltet. Die unerfreuliche Mystifikation, die sonderbarer Weise Viele getäuscht hat, übergehe ich hier, vgl. Beiblatt zum Schalk (Kauz) vom 15. Februar 1885 S. 187; Literar. Centralblatt 1885 Spalte 848, 989, 1332; Archiv f. Literaturgesch. XIII, 544 u. A. m.

Auffällig ist, daß das Gedicht „Freundin aus der Wolke" darin fehlt; für uns erscheint es ganz besonders wichtig, weil es mit wenigen anderen das Verhältniß Goethes zu Friederike behandelt.

„Wo du Reuter
Meinst du hin?
Kannst du wähnen
Wer ich bin?
Leis' umfass' ich
Dich als Geist,
Den dein Trauern
Von sich weist.

Sei zufrieden
Goethe mein!
Wisse, jetzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein' mich
Nicht mehr fort."

Das Gedicht ist 1775 im Juliheste der „Iris" unter Goethes Chiffre P. erschienen, die ist aber im Septemberhefte durch Lenzens Chiffre L. verbessert worden. Kurz vorher, vom 22. bis 27. Mai 1775 hatten Goethe und Lenz schöne Tage in Straßburg miteinander verlebt und waren dann zusammen nach Emmendingen gegangen. Bald nach seiner Rückkehr giebt Lenz seiner schwärmerischen Freundschaft Ausdruck in den Versen „Der Wasserzoll. Denkmahl der Freundschaft. Auf eine Gegend bei St.—g. L. an G.

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen!
Ach käm er ungefähr
Hier wo wir saßen wieder her:
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?

Und Goethe schreibt in Lenzens Stammbuch

Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichterherzen.

Die beiden hatten einander ihr Herz geöffnet, Lenz seine Liebe zu Cleophe Fiebich mitgetheilt, Goethe sein peinliches Verhältniß zu Lili, der er auf alle Weise zu entfliehen suchte. Sicherlich war auch das Gespräch auf Friederike gekommen. An ein Wiedersehen mit ihr war damals wohl noch nicht zu denken, sie war nicht Käthchen, von dem der noch nicht Zwanzigjährige einst so treffend gesagt hatte, daß sie ihre „Liebhaber mit Freundschaft einsalze." Wenn Goethe dem Freunde damals vertraut hatte, wie schwer er die Liebe zu Friederike verwinde, und wie ihn Lili nie würde dauernd fesseln können, so mochte das wohl für Lenz den Anlaß zu jenen Versen geben. Der Gedankengang ist meiner Auffassung nach so: Goethe reitet aus Straßburg fort, ohne Friederike wiedergesehen zu haben. Ihr Geist tritt ihm entgegen und spricht zu ihm: „Wohin, Reuter trachtest du? Warum eilst du

von hinnen? Traure nicht um mich, jetzt erst bin ich auf ewig dein!" Wenn unter der Freundin (und das darf als zweifellos gelten) Friederike verstanden ist, kann sich das „jetzt erst" nur auf die Trennung Goethes von Lili beziehen, und damit ist der Sinn des Gedichtes vollkommen erklärt. Düntzer hat es mit dem Selbstgespräche Goethes beim Abschied von Sesenheim in Verbindung gebracht. Das ist ganz unhaltbar, denn diese Vision — selbst wenn sie Wahrheit und nicht Dichtung wäre — würde 1775, also vor dem Eintreffen der Prophezeihung, bedeutungslos gewesen sein. Uebrigens läßt sich keine Beziehung zwischen jener Vision und der Pointe des Gedichtes entdecken, die doch darin besteht, Goethe zu Friederike zurückzuführen. Lenz freilich konnte, als er die Verse in Druck gab, nicht ahnen, daß sich um Ende Juli die Bande mit Lili wieder fester knüpfen sollten: trotzdem war die Veröffentlichung sehr taktlos.

Möglicherweise ist in dieser Zeit das tief empfundene Gedicht „die Liebe auf dem Lande" entstanden, worin mit erschütternder Wahrheit das Leid der verlassenen Friederike geschildert ist. Es soll hier in einer Fassung gegeben werden, die leider selten zitirt wird, obschon sie die einzig würdige ist.

Ein schlecht genährter Kandidat,
Der oftmals einen Fehltritt that,
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehilf zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich.
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaßne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnrung sog;
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer wieder kam.
Für ihn sie noch ihr Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt.
All' ihre Schürzen anprobirt
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und von dem Spiegel nur allein

Verlangt, er soll ihr Schmeichler sein.
Kam aber etwas Fremd's in Haus,
That sie sich schlecht und häuslich aus.
Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch,
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.
Ach Männer, Männer seid nicht stolz,
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Diese Fassung könnte, für sich betrachtet, vermuthen lassen, daß bloß die Eindrücke geschildert werden sollten, die Lenz bei seinem ersten Verkehr im Sesenheimer Pfarrhause gewonnen hatte. Indeß die recht weitläufige Einführung des Kandidaten, der hernach ganz aus der Handlung verschwindet, läßt auch ein Anderes als möglich erscheinen: vielleicht sind die vier letzten Verse nur der gewaltsame Abschluß eines Fragmentes, und der Plan des Ganzen war nicht etwa, den Gehilfen des Pfarrers Brion, d. h. Lenz bloß als stummen Zeugen einzuführen, sondern das Geschick seiner unerwiederten Liebe zu Friederike zu behandeln. Später hat dann Lenz ganz darauf verzichtet, seine eigene Person einzumischen, und in einer zweiten, sehr erweiterten Fassung in krasser Weise ausgemalt, wie Friederike an einen materiellen Landpfarrer verheirathet wird, aber in ihrem Herzen treu die Erinnerung an den einst Geliebten hütet. Immerhin spricht diese neuere, verzerrte Gestalt des Gedichtes dafür, daß von jeher auch dem Kandidaten eine wichtige Rolle zugedacht war. Betrachtet man nun die erste Fassung*) als ein fertiges Ganze, so hindert Nichts, ihre Entstehung in das Frühjahr 1772 zu setzen, also in die Zeit, da Lenz Friederike zuerst sah; andernfalls muß man Weinhold beistimmen, der das Gedicht im Jahre 1775 entstanden sein läßt, als Lenz an keine Liebelei mehr

*) Ueber die verschiedenen Fassungen vgl. Erich Schmidt, Goethejahrbuch VI, 326. — Die Annahme der Abhängigkeit Lenzens von Wielands „Sixt und Clärchen" halte ich für sehr wohl möglich, aber nicht für zwingend, denn hier schaut die Nonne des Liebsten Abbild „gemalt, geschnitzt, mit einem Schimmer Von Gold ums Haupt" u. s. w. Die Stimmung ist eine ganz andere, und das fällt bei einem so naheliegenden Motiv sehr ins Gewicht.

dachte und ein inniges Gefühl für Goethe hatte. Spricht sich doch in dieser ersten Fassung die gleiche Empfindung, ja man möchte sagen, dieselbe Absicht aus wie in der „Freundin aus der Wolke." — Solch eine geklärte Stimmung auch klingt in den Worten nach, mit denen sich Lenz in der „Nachtschwärmerey" an Goethe und Friederike-Albertine wendet:

Ach, dann seht ihr mich nicht mehr, theure Freunde,
Lieber Goethe! Der Freunde erster,
Ach dann siehst du mich nicht mehr.
Aber ich sehe dich, mein Blick dringt
Mit dem Strahl des Sterns, zu dem ich eile,
Noch zum letzten Male an dein Herz,
An dein edles Herz. — Albertine
Du auch, die meiner Liebe Saite
Nie laut schallen hörtest, auch dich
Auch dich seh ich, segne dich — war ich
Denn ein Halbgott, dich glücklich zu machen,
Die du durch all mein verzweiflungsvoll Bemühen
Es nicht werden konntest — die du vielleicht es wardst
Durch dich selbst — ach die du in Nacht mir
Lange, lange drei furchtbare Jahre
Nun versunken bist — die ich nur ahnde —

Auch zwei andere kleine Gedichte sind möglicherweise auf Goethe sowie auf Lenzens Liebe zu Friederike zu beziehen. Es ist die „Poetische Malerey":

„Ach ihr jungen Rosen, du beblümtes Gras,
Die sein Blick behauchte, seid ihr nun so blaß!
Wessen Aug' und Herz nicht rein,
Kann der euer Maler sein?"

und die schwer zu deutenden Verse:

„Süße Schmerzen meiner Seele,
Angenehme Pein,
Und doch muß bei dem Gequäle,
Die Seele heiter sein.

Muß, geliebt von allem was auf Erden
Liebenswerth und heilig ist,
Meiner Sehnsucht Opfer werden,
Wie mein Bruder! du es bist."

Schwerlich ist das so zu verstehen, daß der Dichter sagt: ich opfere in Liebessehnsucht meine Seele, wie ich auch durch eben dieses Liebessehnen den Freund und Bruder opfere; sondern: ich werde ein Opfer meiner Sehnsucht, wie du ein Opfer der deinigen geworden bist. Ist mit dem Bruder hier Goethe gemeint, so wird

man die Entstehung des Gedichtes nach den Straßburger Maitagen des Jahres 1775 ansetzen.

Außer diesen Liedern, deren Beziehung auf Friederike sich, wenn auch nicht erweisen, so doch mit Wahrscheinlichkeitsgründen stützen läßt, hat Jerzembsky-Falck eine größere Anzahl in seinen Sesenheimer Cyklus aufgenommen und sogar datirt, trotzdem nicht der geringste Anhalt dafür vorlag, z. B. die esoterische Ode („oft fühl' ich's um Mitternacht"), „Bebe, beb' ihr auf zu Füßen", „Ich will, ich will den nagenden Beschwerden", „Aufopfern dich, du himmlischer Gewinn", „der junge Piramus in Babel (Piramus und Thisbe)" und die scherzenden Verse „ich bin ihr wahrer Jakob nicht". Aus diesen Gedichten läßt sich auf die Person der Geliebten gar kein Schluß ziehen, sie können ebensowohl an Cleophe Fiebich oder ein anderes Mädchen gerichtet sein als an Friederike. Wenn Falck trotzdem das letztere annimmt, so thut er es nur auf die Autorität Jerzembskys hin. Die aber ist gering anzuschlagen, wenn Anordnung und Bemerkungen auf diesen und nicht auf Lenz zurückweisen, und beides ist sehr wahrscheinlich. Würde der Dichter selber das Lied „Ach bist du fort?" in drei Theile zerlegt haben? würde er aus der „Nachtschwärmerei" jene Verse an Albertine (Lenz pflegt den wahren Namen der Geliebten nicht zu nennen) herausgerissen und „Friederike" eingesetzt haben, um einen Cyklus von „Sesenheimer Liedern" mit dem Gedichte „Auch an dein edles Herz, Friederike" zu schmücken? Die Datirung des Liedes „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" haben wir schon als unmöglich erkannt. Mißverstanden sind auch die Verse:

„Liebe! Sollte deine Pein
Werth der Lust der Freundschaft sein?
Wenn ich deinen Dornen blute,
Wird mir bei ihr wohl zu Mute,
Und wie rächt's! wenn ich, Tyrann,
Deiner mit ihr lachen kann."

Sie sind an die Liebe gerichtet und sagen klar und deutlich, daß der Dichter den Tyrannen Liebe bezwingen und die Lust der Freundschaft (mit Friederike?) nicht opfern will; wenn Jerzembsky-Falck das Gedicht „an G(oethe)" betiteln, so haben sie es nicht begriffen. Auch im Einzelnen machen die Varianten Jerzembskys nicht den Eindruck von originalen Ueberlieferungen, sondern von Mißverständnissen und Verballhornungen. Schon die Betrachtung des Liedes „Ach bist du fort?" hat das gezeigt; ferner heißt es in dem soeben mitgetheilten Liede „wenn ich in deinen Dornen blute,

wird mir bei ihr so wohl zu Mute"; und wie sind gar die schönen Verse „Bebe, beb' ihr auf zu Füßen" entstellt!

„Bebe, beb' ihr auf zu Füßen
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen
Keim' aus Deinem Schooß hervor.

Sagt ihr Veilchen eure Wonne,
Daß ihr sie zu sehn gekriegt,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne,
Fern von ihr, ein Bruder liegt."

Statt dessen erscheint bei Jerzembsky die fürchterliche Schlußstrophe:

„Sagt ihr Veilchen eure Wonne,
Daß ihr stolz auf Rieckchen seyd,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne,
Fern von ihr, er um sie freit."

Falck erklärt dies Lied damit, daß Lenz im Frühling 1772 Friederike habe trösten wollen: Goethe freie noch um sie und werde sie nicht im Stiche lassen! Geradezu belustigend wirkt es auch, wenn nach Art unserer musikalischen Potpourris die Verse des „Wasserzoll" mit denen der „Nachtschwärmerey" vermischt und in eine Anrede an Friederike umgesetzt werden:

„Lieber Goethe! Der Freunde erster!
Ach kämest du von ungefähr
Hier, wo wir saßen, wieder her! —
Ihr stummen Bäume, meine Zeugen
Ihr würdet nicht zu meinen Thränen schweigen;
Denn bald siehst du mich Freund nicht mehr" u. s. w.

Damit sind die Jerzembskyschen Verballhornungen wohl genügend gekennzeichnet: sie waren die Druckerschwärze nicht werth. Ein unbestreitbares Verdienst aber hat sich Falck durch die Veröffentlichung von vier Liedern Lenzens*) erworben, die bisher noch unbekannt waren.

„Eines Tags — verhaßter Tag —
In dem Mond, wo Zärtlichkeiten
Mit den Rosen sich verbreiten,
Da entdeckt' ich, heller als der Tag
Eine Rose von Vollkommenheiten,
Die dem Zephir offen lag. —
Wünschend stand ich, sah ihm zu,
Wär ich ach! von Luft wie du.
Dürft' ich so mit vollen Backen
Ihre schönen Wangen packen
Und sie küssen dreist wie du.

*) Ich theile sie hier mit, da sie nur bei Falck (a. a. O.) gedruckt und daher nicht leicht zugänglich sind. Das erste der Lieder nehme ich mit Sicherheit für Lenz in Anspruch.

Aber weh! ein Schwur hält mich zurücke,
Daß ich, Göttin dich aus Dornen pflücke.
Welch ein Schwur für heißes Blut,
Von der allerreinsten Glut? —
Nenn es Schönste*) kein Verbrechen
Den Tyranneneid zu brechen!
Ach, um deinetwillen schwur
Jupiter sein Weib zum Mohren,
Seine Tochter ungeboren
Und sich selbst zu einem Stier."

Auch in dem zweiten Gedicht ist vom Eidbruche die Rede:

„Meineidig macht die Lieb' und dennoch darf sie schwören
Und heilig wird der Eid, den sie der Schönheit schwört.
Ach Schönheit! Eichen kann dein Feuer in Weiden kehren,
So wie es Wankelmuth in feste Treu verkehrt. —

All mein Studiren itzt lenkst du auf andre Bahn,
Dein Aug' ist mir ein Buch, dein Busen Sitz der Künste,
Und Alles außer dir ist Hirngespinnst, ist Wahn
Und du allein, die schönste Weisheit und die jüngste!

Verzeihe Himmlische, dem schulgelehrten Schwunge,
Daß ich den Himmel fing mit meiner ird'schen Zunge."

Von einer Beziehung auf Friederike läßt sich in diesen Versen gar nichts nachweisen. Falck deutet den Meineid auf Goethes Treubruch an Friederike. Daß daran nicht zu denken ist, lehrt ein anderes Gedicht:

„Nur die Beredsamkeit der himmelblauen Augen
Der Zauberkräfte nicht zu widerstehen taugen
Bewog zum Meineid mich. Entwehrt ein falscher Eid
Um deinetwillen nicht selbst die Gerechtigkeit? —

Ich schwur den Weibern ab — Himmlische, ich
Verschwur nicht Göttinnen, verschwur nicht dich!
Verschwur die Welt nur, nicht dein himmlisch Bild,
Das selbst des Frevlers Brust mit Fried erfüllt.

Die Erde gab mir Leben, du mir Lebensluft,
Du, schönste Sonne meines Lebens hier auf Erden,
Du blickst mich an und treibst hier Liederblüthenduft
Ist's da denn meine Schuld meineidig hier zu werden?

Noch bin ich's nicht, doch lieber Straf und Pein,
Als nicht für dich meineidig stets zu seyn!"

Das zeigt, daß in allen drei Fällen die gleiche Pointe wiederkehrt: der Dichter hat den Weibern abgeschworen, diesen Eid aber

*) Vielleicht ursprünglich „Schönheit".

gebrochen, verführt durch die Schönheit eines Mädchens. Der falsche Schwur ist entschuldbar: ist doch der Gegeneid, der der Schönheit geleistet ist, heilig; auch Jupiter ist um der Schönheit willen meineidig geworden; und endlich bezog der Eid der Entsagung sich nur auf irdische Weiber, nicht auf Göttinnen. Das ist der Gedanke der drei Gedichte; jede Bemerkung, die mit Sicherheit auf Friederike gedeutet werden könnte, fehlt. Dasselbe gilt auch von den Versen:

„An dieses Busens reiner Fülle
Die Schmerzen meiner Brust zu wiegen
Und auf des Schooses Fried und Stille
Mit thränenmüdem Haupt zu liegen,

Das war mein Wunsch, und ist mein Grämen
Und soll mir auch kein Schicksal nehmen,
In diese himmelblauen Augen
Die Welt vergessend, hinzuhauchen."

Jerzembsky, der die Biographie Lenzens zu schreiben beabsichtigte, bietet zu viel Mißverständnisse und eigenmächtige Aenderungen, als daß alle diese Gedichte auf seine durch nichts gestützte Behauptung hin in die Sesenheimer Zeit Lenzens gewiesen werden könnten.

Abdruck aus dem LXXXVIII. Bande der „Preußischen Jahrbücher".
Druck von J. S. Preuß in Berlin.

Inhalt des Maiheftes 1897 (40. Jahrgang, 2. Quartal, 2. Heft) der „Preußischen Jahrbücher“:

Hans Delbrück, Das Wilhelms-Denkmal.

Dr. jur. et. phil. Paul Oertmann, Prof. a. d. Univ. Berlin, Rechtswissenschaft und Rechtspolitik.

Dr. R. v. Lendenfeld, Prof. d. Zoologie a. d. deutschen Univ. Prag, Parasiten.

Dr. Ferdinand Justi, Prof. a. d. Univ. Marburg, Die älteste iranische Religion und ihr Stifter Zarathustra. Schluß.

Dr. Karl Holl, Privatdozent a. d. Univ. Berlin, Tertullian als Schriftsteller.

Dr. Alfred Biese, Prof. in Koblenz, Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie.

Max Lorenz, Leipzig, Die Sozialdemokratie und der nationale Gedanke.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Superintendent Dr. Gallwitz, Sigmaringen; Ferd. Tönnies, Der Nietzsche-Kultus. A. Riehl, Friedr. Nietzsche als Denker. Otto Ritschl, Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwickelung. Julius Kaftan, Das Christenthum und Nietzsches Herrenmoral.

Geschichte. Prof. Dr. Max Lenz, Berlin; Heinrich v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze IV. Bd.

Literarisches. Dr. Ernst Devrient, Jena; Noch einmal über Wartburgsprüche.

Medizinisches. Geh. Medizinalrath Dr. Hüpeden, Hannover; Friedrich Zimmer, Der evangelische Diakonieverein, seine Aufgaben und seine Arbeit.

Politische Korrespondenz.

*., Aus Oesterreich D., Ständische Vertretung. Die „Kölnische Zeitung“ und die Professoren. Der griechisch-türkische Krieg und die Weltpolitik.

Inhalt des Juniheftes 1897 (40. Jahrgang, 2. Quartal, 3. Heft) der „Preußischen Jahrbücher“:

Zwei Briefe Kaiser Wilhelms I. an den Staatsminister Rudolph von Delbrück.

Dr. Bruno Gebhardt, Berlin, Die deutschen Universitäten im Mittelalter.

Dr. Siebs, Prof. a. d. Universität Greifswald, Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz.

Dr. Hermann Conrad, Prof. in Groß-Lichterfelde, Königin Viktoria.

Wilhelm Weber, Belleville, Illinois, Die Zukunft der Deutschen in Südamerika.

Lic. theol. A. Neuberg, Dresden, Der Dom zu Bamberg.

Notizen und Besprechungen.

Juristisches. Dr. Gerhard Anschütz, Privatdozent a. d. Univ. Berlin: Henri Michel, L'idée de l'Etat. Conrad Bornhak, Allgemeine Staatslehre. Benno Schmidt, Der Staat.

Philosophie. Dr. Arthur Drews, Privatdozent in Karlsruhe. Joh. Volkelt, Aesthetik des Tragischen.

Literarisches. Otto Schröder. Wilh. v. Humboldt, Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Alterthum. Otto Gildemeister, Essays. Dr. Franz Sandvoß, Weimar: Zur deutschen Volkskunde, Heine und kein Ende. Berichtigung.

Politische Korrespondenz.

Vereins- und Versammlungsrecht in Preußen. Griechenland. Der evangelisch-soziale Kongreß (D).

Man abonnirt vierteljährlich für 6 Mark bei der Verlagshandlung, Georg Stilke in Berlin NW., Dorotheenstraße 31, allen Buchhandlungen und Postämtern auf die „Preußischen Jahrbücher“. — Einzelne Hefte sind für 2 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Einladung zum Abonnement

auf:

Preußische Jahrbücher

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Erscheint jeden Monat.

Preis vierteljährlich M. 6.—. — Einzelheft M. 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1857 haben die „Preußischen Jahrbücher" bedeutungsvoll in das politische Getriebe eingegriffen. Sie sind frei von jeder Parteischablone. Das Gute wird anerkannt, wo es sich findet und die Kritik auf alle Stellen und Parteien, auch auf die Mittelparteien, denen der Herausgeber, Professor Hans Delbrück, sonst im Allgemeinen zugerechnet werden kann, angewandt. Wer sich unabhängig von den Tagesströmungen eine Meinung bilden will, findet das Material nirgends reicher und vielseitiger, als in einer Zeitschrift, die, wie die „Preußischen Jahrbücher", so vielen und hervorragenden Mitarbeitern auf allen Gebieten das Wort geben. Jedes ihrer monatlichen Hefte ist etwa 200 Seiten stark. Der ganze Raum ist wissenschaftlichen und politischen Aufsätzen und Bücherbesprechungen gewidmet, die alle Gebiete unserer Bildung umfassen und Gegenstände von allgemeinem Interesse derart behandeln, daß in ihnen strenge Wissenschaftlichkeit in ansprechender Form zum Ausdruck kommt. So wurden die „Preußischen Jahrbücher" eine

Zentralzeitschrift des gesammten geistigen Lebens in Deutschland,

indem sie an dem Punkte stehen, wo die Untersuchungen der Fachwissenschaften in die allgemeine Bildung übergehen.

Berlin NW., 7.
Dorotheenstraße 31.

Georg Stilke,
Verlagsbuchhandlung.

J. S. Preuß. Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.

1 12041
C6S57

PT 2047 .C8 S57 C.1
Die Sesenheimer Lieder von Goe
Stanford University Libraries
3 6105 037 774 168

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.